

## Die Parole

Heute am 27. Mai 1945, am Trinitatissonntage, habe ich mit der Niederschrift meines "Wanderpfades" begonnen.

Wir durchleben augenblicklich eine schwere Prüfungszeit für das deutsche Volk und für ganz Europa. Nur der Glaube an einen Gott, Der trotz allem für uns unbegreiflichen und unverständlichen Geschehen doch die Liebe ist, läßt mich das Haupt hochhalten in diesen Tagen, in denen alles, was wir auf Erden teuer war, hoffnungslos und für immer vernichtet am Boden zu liegen scheint. Es gibt kein Deutsches Reich und kein souveränes Deutsches Volk mehr. Vier Siegernationen diktieren uns, nachdem wir Heldentaten vollführt haben, wie sie noch nie auf Erden vollbracht worden sind - ich erwähne nur die Eroberung Kredas aus der Luft - ihren Willen, und wir müssen, zerschlagen und gedemütigt, uns diesen Willen beugen. Gott hat uns eine Last auferlegt, die wir als Strafe für unsere Sünden verdient haben und schweigend tragen müssen. Oberflächlichkeit, Genußsucht, Unehrlichkeit, Heuchelei, Verlogenheit, Grausamkeit, Überheblichkeit, Größenwahn, mit einem Wort Gottlosigkeit hatte breiten Raum um sich gegriffen. Das, was sich gottgläubig nannte, glaubte nicht an Gott, und gegen Christus herrschte eine mehr oder minder verkappte oder offene Feindschaft.

Und doch kommt niemand zum Vater, wenn nicht durch Ihn, denn er ist der Weg. Alle Ruhmestaten und alle Opfer sind daher umsonst gewesen, unserem Volke haben sie nach menschlichem Ermessen nichts gegeben. Aber die Gefallenen werden ihren Gnadenlohn von Einem, Der mit Augen wie Feuerflammen in die Herzen schaut, empfangen. Mit der Krone des ewigen Lebens werden ihre blutigen Häupter geschmückt werden, der Lorbeer der Unsterblichkeit wird ihre zerrissene Brust umwinden. Denn sie haben das Gebot der Liebe erfüllt: "Niemand hat größere Liebe denn Die, Daß er sein Leben läßt für seine Freunde".

Im Gedächtnis unseres Volkes, sofern es den Ehrennamen Volk verdient und mit Recht trägt, wird ihr Andenken für Jahrhunderte verankert sein.

Aber der Gedanke an die Zukunft lastet wie ein Alp auf uns, denn wir sind kurzsichtige Wesen, befangen von dem Wahn, daß wir alles irdische Geschehen und Bestehen einseitig überschätzen und überbewerten, alles Ewige aber als etwas Unsicheres und

Zweifelhaftes hintenansetzen oder völlig ablehnen. Das ist verständlich, denn wir sind vom Fleisch geboren. Erdgebunden und weltpflichtig bekennen viele von uns mit Goethe:

"Aus dieser Erde quellen keine Freuden,  
und diese Sonne scheint meinen Leiden .....  
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,  
Nach Drüben ist die Aussicht uns verrannt.  
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,  
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!  
Er stehe fest und sehe hier sich um:  
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm ....."

Ganz anders, ja entgegengesetzt, sind die eingestellt, die vom Geiste Gottes geboren sind, die den erhöhten Weltheiland am Kreuze erblickt, in Buße sich vor Ihm gebeugt und Ihn im Glauben ergriffen haben. Ihnen sind die Dinge und Geschehnisse dieser Welt zu sekundären Angelegenheiten und Werten geworden, die ihnen von Gott nur zur Erziehung, Läuterung und Bewährung verordnet sind. Sie besitzen nur eine kurze wechselvolle Dauer; ihr Wert besteht darin, daß sie Mittel vorstellen, die der Höchste braucht, um uns reif und würdig für eine andere höhergestaltete Welt zu machen, die anderen Gesetzen gehorcht als denen, die hier auf Erden Gültigkeit haben. Die aus dem Geist Geborenen können mit Paulus sprechen:

"Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat  
und in keines Menschen Herz gekommen ist, das  
hat Gott bereitet denen, die Ihn lieben. Uns aber  
hat es Gott geoffenbart durch Seinen Geist".

Wenn aber die Dinge und Geschehnisse dieser Erde diesen Zweck nicht erfüllen, dienen sie dem Gegenteiligen. Sie führen den Menschen auf den bunten Weg der Genußsucht, den zerklüfteten der Verzweiflung oder den toten der Gleichgültigkeit, die alle drei im Verderben enden.

O Deutsches Volk! Willst Du wieder geboren werden, dann komme mit Deiner Sünde, Deiner Schande, Deiner Verzweiflung bußfertig und erneuerungsbedürftig zu Dem, Der gesagt hat: "Siehe ich mache alles neu!" und laß Dich erneuern.

Dann wird Dir ein ewiges, unendlich großes starkes und schönes Reich zufallen, viel erhabener als das erträumte und erstrebte Dritte Reich.

Dann werden sich Deine Stellung in der Welt und alle Deine anderen irdischen Angelegenheiten wunderbar regeln. Du wirst die Staatsform finden, die Deines innersten Wesen entspricht und unter den Völkern die Rolle spielen, die Dir zukommt. Gott wird Dir Männer erwecken, die Dein Geschick gerecht und weise lenken werden, so daß in unserem Lande Ehre wohne; daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, daß Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue, daß uns auch der Herr Gutes tue und unser Land sein Gewächs gebe."

Aber trachte zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, komme ins richtige Verhältnis zu Deinem Heiland, so wird Dir solches alles zufallen. O Deutsches Volk, höre des Herren Wort.

Ich scheine von der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, völlig abgekommen zu sein und bin es doch nicht, denn alles, was ich zu schreiben gedenke, wird im beständigen Aufschauen zu Gott und getrieben von meiner Liebe zum Deutschen Volk und zur baltischen Heimat getragen sein. Diese religiös-politischen Gedankengänge mögen den Auftakt zur Geschichte meines Lebens bilden.

Vor einigen Wochen graute mir vor der Zukunft. Der Gedanke an das Reich und das Schicksal meiner drei Söhne, von denen ich seit Monaten keine Nachricht habe, und von denen ich nicht weiß, ob sie leben oder tot sind, drückt mich zu Boden. Es dünkt mir, als ob der Himmel eher über mir stünde und die Erde erstorben wäre. Das Leben erschien mir als eine unerträgliche sinnlose Bürde. Da sagte mir der Herr: "Ich lebe, und ihr sollt auch leben!"

Jahrelang habe ich mich vorbereitet, um an meinem Lebensabend, den ich mir in allen Beziehungen sorgenfrei und friedlich vorgestellt hatte, meine Erdenwallfahrt aufzuzeichnen. Infolge unserer plötzlichen Flucht aus Bromberg am 20. Januar d.J. habe ich alles für diesen Zweck gesammelte und geordnete Material eingebüßt. Alle Dokumente und Urkunden, Briefe, Tagebücher, Notizen, Vorträge, Ahnenpässe und dichterische Erzeugnisse sind ein Raub der bolschewistischen Invasion geworden.

Die einzige Quelle, die mir geblieben, ist mein Gedächtnis, das nicht mehr ganz zuverlässig ist. So muß ich dann bei der Abfassung der folgenden Blätter nur aus meiner Erinnerung schöpfen

## I. Die Vorfahren unserer Familie

### 1. Meine Voreltern

Väterlicherseits sind meine Vorfahren ursprünglich schwedischer Herkunft. Dokumentarisch hat sich diese Tatsache aber nicht feststellen lassen. Ich verdanke meine Kenntnisse über meine väterlichen Voreltern meiner Tante Marie Gundalin, die im Juni 1932 als zweiundsiebzigjährige in Arensburg verschieden ist. Sie war eine sehr phantastische Natur; Dichtung und Wahrheit lagerten in ihrem Gehirn dicht beieinander. Man konnte nie wissen, was in ihren Erzählungen als Wahrheit oder als unbewusste Entstellung derselben zu bewerten war. Sie selbst war aber von der Glaubwürdigkeit ihrer Äußerungen und Geschichten tief überzeugt. Dichterisch veranlagt, war es ihr nicht vergönnt, Gefühltes und innerlich Geschautes künstlerisch zu formen. Ihr Gestaltungsvermögen entsprach nicht ihrer dichterischen Schau. Die Geschichte unserer Vorfahren hat sie mir auf meine Bitte schriftlich fixiert, doch ist dieselbe mir abhanden gegangen in den Wirren der Zeit. Sie hat diese Arbeit liebevoll ausgeführt, fußend auf den Erzählungen meines Großvaters, Friedrich Wilhelm Gundalin, der ein halbes Jahr nach meiner Geburt das Zeitliche segnete. Ohne also die Gewähr zu haben, daß das, was ich dem Papier anvertraue, der Wahrheit entspricht, will ich einiges - es sind nur sehr dürftige Fakta - über das Schicksal meiner Altvorderer aufzeichnen. Genauere aber, leider nur kärgliche Daten habe ich von meiner Tante Wilhelmine + 1921 auf dem Gute Kastl bei Baron L. Saß erhalten.

1709 wurde in der für die Schweden unglücklichen Schlacht bei Poltawa Friedrich Gundalin, ein ganz junger Fähnrich, gebürtig aus Karlskrona, von den Russen gefangen genommen. Er hatte den furchtbaren Winterfeldzug Karls d. XII in der Ukraine mitgemacht und glücklich überstanden, obwohl die Unbilden des russischen Winters hart gewesen waren. In der Gefangenschaft muß es ihm nicht allzuschlecht ergangen sein. Er erlernte die Landessprache und heiratete die Tochter eines russischen Geistlichen, deren Namen meine alte Tante nicht kannte.

Ein silbernes Kreuz, die einzige Erinnerung ansie, ist mir in diesem Januar mit anderen Gold- und Silbersachen verloren gegangen.

Nach dem Nyttädter Frieden - in welchem Jahre ist nicht bekannt - siedelte er mit seiner Frau ins Baltenland, das russisch geworden war, über. Die Beweggründe, die ihn zur Umbiedlung veranlaßten, sind nicht klar. Hoffte er, von dort die Möglichkeit zu haben, in die schwedische Heimat zu gelangen, oder fühlte er sich als Ausländer und ev.-luth. Christ in Rußland nicht wohl, vielleicht sind beide Annahmen zutreffend, - wir wissen es nicht. Er und seine Nachkommen hatten zur Domgemeinde in Reval gehört, in deren Personalregister mein Vetter Willibald Heldt, der letzte Direktor der Domschule (v. 1.8. - 15.10.39) den Namen Gundalin mehrfach angetroffen hat. Von seinen Kindern wußte meine Tante nichts zu berichten.

Erst über seinen Großsohn Wilhelm Gundalin, geb. 1755 gest. 1816, liegen wieder einige Nachrichten vor. Er war von Beruf Landwirt. Als solcher ist er Inspektor auf verschiedenen Gütern auf Dagö und schließlich auf Oesel auf dem Gute Peudehof gewesen. Als Hagestolz heiratete er mit 60 Jahren unter außergewöhnlichen Umständen, die meine phantasievolle Tante mit dem Nimbus des Geheimnisvollen umgab, ein schönes achtzehnjähriges Mädchen, Liesbeth Hoffmann, die Tochter einer Witwe, und hatte mit ihr einen Sohn, der aber erst nach seinem Tode geboren wurde - meinen Großvater Friedrich Wilhelm Gundalin (Mai 1816 - Dezember 1880).

Auch ihn finden wir als Landwirt tätig. Als junger Mann, vielleicht achtzehnjährig, hatte er sich nach Karlskrona begeben, um dort mit etwaigen Verwandten Verbindung aufzunehmen. Er hatte auch dort welche vorgefunden und sich mit Hilfe unseres Familienwappens legitimiert. Das Wappen stellte einen in einen roten Karneol geschnitzten griechischen Kriegerkopf dar. Der Karneol war in Gold gefaßt, als Berlogne zu tragen und als Petschaft zu gebrauchen. Mein Großvater ist allem Anschein nach von den dortigen Verwandten nicht sehr wohlwollend behandelt worden, denn er hat sich über seinen Aufenthalt in Karlskrona nie freiwillig und auf diesbezügliche Fragen nur kurz und absprechend geäußert.

Er war mehrere Jahrzehnte lang Pächter der Staatlichen  
Femmen-Höfer Großhof, Zerell und Lurup auf der Insel  
Looen - ein tüchtiger arbeits harter Mann, groß von Wuchs,  
ernst in seinem Benehmen, kindlich fromm und rechtschaffen.  
Als Dreißigjähriger heiratete er 1846 die sechzehnjährige  
Tochter des Moonschen Küsters, Wilhelm Freundlich, Julie.  
Wilhelm Freundlich war ein origineller poetisch veran-  
lagter Mann, begabt mit einem urgesunden Humor und großem  
Gottvertrauen, der mit seiner Frau Dorothea, geb. Kühne,  
in größter Eintracht lebte.

Acht Kinder entsproßen der Ehe meiner Großeltern: Wilhelmine  
(1847), Emma (1850), Oswald - mein Vater - (1854),  
Marie (1860), Selma (1865), Elisabeth (1869) und Emil (1871).  
Trotz der großen Kinderzahl gelang es meinem Großvater,  
einige Tausend Rubel zu ersparen.

Um seinen jüngeren Kindern - die Ältesten hatten von Moen  
aus die Stadtschule besucht - den Besuch des Gymnasiums  
und der "höheren Töchterschule" zu erleichtern, löste er  
seine vorteilhaften Pachtkontrakte und siedelte nach Oesel  
über, wo er das Gut Siksaar in der unmittelbaren Nachbar-  
schaft Arensburgs pachtete.

Die dürftigen Erträge dieses Pachtobjekts sagten ihm aber  
nicht zu. Er pachtete das Gut Zerell auf der Südspitze  
Sworbe und kaufte den Bauernhof Laumardi, auch zum Kirch-  
spiel Jamma gehörig. Hier ist er 64 J. und 7 Mon. alt  
plötzlich verschieden.

Über seinen letzten Lebenstag haben meine Eltern mir fol-  
gendes berichtet. Er war nach Arensburg gekommen, um  
Weihnachtseinkäufe zu machen. Mir hatte er wie üblich einen  
Silberrubel in die Sparsbüchse gelegt und meiner Mutter, die  
er sehr gern hatte, einen selbstverfertigten Radkäse und  
ein Körbchen mit den berühmten Kirschen Kuchen gebracht.  
Über meine Entwicklung - ich soll ihn freundlich angelacht  
haben - hatte er sich sehr freundlich geäußert. Er hatte  
mit bestem Appetit zu Mittag gegessen und war dann ausge-  
fahren, um frühzeitig zu Hause zu sein, wo er angeordnet  
hatte, die Badestube zu heizen. Es war ein recht frischer  
Tag mit Nordwind und einigen Grad Kälte gewesen.

Kurz nach sechs Uhr nachmittags war er stark durchkältet in Lao-Mardi eingetroffen, wo er sofort ein Schwitzbad genommen hatte. Zum Abendbrot hatte er eine Kanne gekochte Milch und mehrere aus der Stadt mitgebrachte Semmeln, die die Großmutter mit geräuchertem Speck belegt hatte, zu sich genommen und war dann nach Verlesung eines Psalmes zu Bett gegangen. Er hatte über sehr große Müdigkeit geklagt, die ja auch zu verstehen war, da er am Morgen um 6 Uhr ausgefahren war und auf der Hin- und Rückfahrt über 60 Kil. zurückgelegt hatte. Sein letztes Wort hatte dem Knecht gegolten, das Pferd mit gewärmten Wasser zu tränken und demselben zur Nacht eine tüchtige Menge Hafer in die Grippe zu schütten. Als meine Großmutter sich zwischen neun und zehn Uhr abends zur Ruhe begab, fand sie im Ehebett einen friedlich für immer Entschlafenen vor. Ein Lichtbild, das ihn, meine Großmutter und ihre sieben Kinder - Emma war jung gestorben - trefflich darstellte, ist zusammen mit den Aufzeichnungen meiner Tante Marie in Rußland geblieben, als wir 1918 zur Bolschewikenzeit Welikije Luci, wo ich zwölf Jahre Deutschlehrer an der Oberrealschule gewesen war, verlassen mußten.

Meine Großmutter hat den Großvater um 17 Jahre überlebt. Sie ist im Oktober 1897 gestorben. Ich erinnere mich, sie nur zweimal gesehen zu haben. Das erste Mal als neunjähriger Knabe. Ich mußte ihr eine Erzählung aus meinem Lesebuch vorlesen. Mein Lesen fand ihren Beifall und wurde mit einem Silberrubel belohnt. Das zweite und letzte Mal sah ich sie im Sommer 1897, einige Monate vor ihrem Tode. Sie saß im Lehnstuhl meiner Mutter, eine behäbige alte Frau mit freundlichem Gesicht. Ich trug ihr auf ihren ausdrücklichen Wunsch meine ersten Gedichte vor, die, so unreif sie auch waren, ihr große Freude zu bereiten schienen. Sie sagte mir: "Diese Gabe hast Du von meinem Vater geerbt; der konnte deutsch und estnisch dichten".

Diesen Urgroßvater, der schon erwähnte Küster Wilhelm Freundlich, den die Esten zu ihren Dichtern zählen, weil er einige geistliche Lieder und schalkhafte Kalendergeschichten

in estnischer Sprache geschrieben hat und dessen Bild in estnischen Verein "Vanemuine" in Dorpat einen ehrenvollen Platz einnimmt, schätze und verehere ich sehr. Ihm verdanken meine Kusine Käthe Eberhard, geb. Kotiesen, und ich unsere dichterische Veranlagung. Auch der damalige Superintendent Schmidt auf Moon hat ihn sehr geschätzt. Dessen Großtochter, die alte Präpstin Rall, erzählte mir in Bromberg, wo ich sie nach erfolgter Umsiedlung kennenlernte, daß ihr Großvater häufig mit viel Liebe von seinem alten prächtigen Küster freundlich gesprochen habe. Von der Urgroßmutter, Dorothea geb. Hühne, weiß ich nur, daß sie eine gute Frau gewesen ist. Außer diesen Gundalins hat es noch welche in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Pernau und um die letzte Jahrhundertwende in Riga gegeben. Da unser Familienname ein seltener ist, nehme ich an, daß es Nachkommen unseres Ahnherren, des Fähnrichs Friedrich Gundalin aus Karlskrona gewesen sind. Leider bin ich ihren Spuren nicht nachgegangen und habe keine Beziehungen zu ihnen aufgenommen.

Mütterlicherseits stamme ich von dem Konditor Heinrich Friedrich Eisfeldt, geb. 1820 in Parchim in Mecklenburg, ab. Auf seiner Wanderschaft als zünftiger Geselle durch Norddeutschland kam er bis Königsberg. Dort schiffte er sich kurz entschlossen auf einem Arensburger Küstenfahrzeug ein, als er in einer Seemannskneipe zufällig von dem Kapitän desselben erfuhr, daß es in Arensburg, einem kleinen aufblühenden Kurort, wohl einige Zuckerbäcker aber keine waschechten Konditoren gebe. Im Spätherbst 1842 traf er dort ein und faßte bald festen Fuß, indem er in Kürze in der Bäckersunft die Meisterwürde erwarb. Er eröffnete eine für damalige Zeit und örtliche Verhältnisse moderne Konditorei, übernahm die Oekonomie in der adligen Ressource und der Bürgermusse und kaufte schließlich das Gasthaus, die sogenannte "scharfe Ecke", in der Gerichtsstraße, nicht weit vom Zentrum der Stadt, dem Markt. Er brachte es zu einer soliden Wohlhabenheit. 1847 heiratete er Louise geb. Falkenberg, die siebzehnjährige Tochter eines Goldschmiedemeisters in Helsingfors.

Meine Großmutter war im Frühling 1847 zu ihrem Schwager Helenius und dessen Gatten, ihrer achtzehnjährigen Schwester Friederike, auf die Insel Runö übersiedelt, wo Helenius als Pastor wirkte. Auf dem weltabgeschiedenen nur von etwa 250 Inseleschweden bewohnten Eiland war die junge Pastorin im Winter 1846/47, im ersten Jahr ihrer Ehe, ein wenig schwermütig geworden. Sie hatte ihre lebenslustige und übersüßige Schwester bei ihrem ersten Besuch im Elternhaus überredet, ihr auf der einsamen Insel Gesellschaft zu leisten, um so über die Eintönigkeit des Eilanddaseins und die rauhe Härte des dunklen Winters hinwegzukommen. Sie hatte sich dazu bereiterklärt und war nach Runö mitgesegelt. Doch ihr Aufenthalt auf der Insel war nicht von langer Dauer. Während eines Besuches in Arensburg, der unternommen worden war, um umfangreiche Einkäufe für den Winter zu tätigen, brach ein viele Tage anhaltender Sturm aus. Die Rückfahrt nach Runö verzögerte sich und mußte mehrmals verlegt werden. Man benutzte den unfreiwilligen Aufenthalt zum Besuch eines Familienabends in der Bürgermusse. Dort lernte mein Großvater die junge, fröhliche und hübsche Schwedin kennen, verliebte sich in sie auf den ersten Blick, verlobte sich mit ihr und feierte auch so bald wie möglich mit ihr eine frohe Hochzeit, auf der es so herrliche Torten gegeben haben soll, daß man von ihnen noch nach Jahr und Tag gesprochen hätte. Es sind wohl selten gegensätzlich verschiedener veranlagte Eheleute zusammengekommen als diese meine Großeltern. Er - tüchtig, arbeitsam, ernst, voll Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefühl, sie - leichtlebig und fröhlich, ein ewiges Kind bis ins hohe Alter, das nur die Sonnenseiten des Lebens anerkannte und mit größtem Geschick allem Schweren und Drückenden aus dem Wege ging. Er war in allen Beziehungen, auch der Wirtschaft, die Seele des Hauses, sie die Stierde desselben, doch eine fast nur dekorative.

## 2. Die Voreltern meiner Frau

Die Vorfahren meiner Frau stammen aus Kurland.

Rudolf Link, geb. 1825 in Windau, seinem Beruf nach ein ehrsamer sünftiger Metzgermeister, verheiratet in erster Ehe mit Emilie Geyde, Tochter des Drechslermeisters Geyde in Goldingen, siedelte aus unbekanntem Gründen nach Oesel über, wo er Landwirt wurde. Vielleicht lockte ihn die Tatsache, daß sein ältester Sohn Ernst sich hier in gesicherter Stellung befand. Ihm aber blühte auf Oesel in materieller Hinsicht kein Glück. Beständig hatte er mit Geldknappheit zu kämpfen. Aus seiner ersten Ehe hatte er 5 Kinder: Emilie, Ernst - der Vater meiner Frau -, Theodor, Ferdinand und Theophilie. Seine erste Frau, die sehr hübsch gewesen sein soll, starb jung. Bald schloß er eine zweite Ehe mit einem ganz mittellosem Mädchen, Amanda Lorenzson, Tochter des Direktors des Volksschullehrerseminars in Karmel.

Aus dieser Ehe stammten auch fünf Kinder: Ella, Rudolf, Reinhold, Hans und Konstantin. Ich erinnere mich seiner nur wenig. Er lebte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei seinem Sohne Theodor, der Kassierer in der Lederhandlung Konsul Wildenbergs war, und ihn und seine Familie unterhielt.

Er saß häufig am Fenster, ein alter knorriger Mann, sah sich die nicht zahlreichen Passanten an und trommelte mit den Fingern mechanisch auf der Fensterbank. Er war nicht ohne Humor. Wenn seine zweite Frau ihn um Wirtschaftsgeld bat, nannte er sie "eine erbärmliche Person", übergab ihr aber dann mit großspuriger Geste seinen Geldbeutel, indem einige Kupfermünzen ein beschauliches Dasein führten, mit den Worten: "Nimm schon alles".

Er starb, wenn ich mich nicht irre, 1898 im Alter von 73 Jahren. Seine Kinder sind alle tüchtige Menschen geworden, die drei Töchter wurden jung verheiratet. Ich habe sie alle bis auf Ferdinand Link, der in Moskau ein technisches Unternehmen besaß und eine Russin geheiratet hatte, gut gekannt. Auch er hatte zehn Kinder.

Sein Bruder Johann, 1822 in Windau geboren, Besitzer einer Fournierfabrik in Petersburg, war verheiratet mit Dorothea Spring, geb. 1826 in Riga. Er war ein sehr tüchtiger Mann, der es trotz geringer Bildung zu Ansehen und Vermögen brachte. Er hatte zwei Töchter: Wilhelmine, Karoline (geb. 1853), die Mutter meiner Frau, und einen Sohn Julius. Er starb in jungen Jahren an einer Lungenentzündung. Seine Witwe heiratete ihren Geschäftsführer Habold, einen Reichsdeutschen, mit dem sie drei Töchter hatte: Emilie, Henriette und Katharina. Habold, der die Fabrik vorzüglich leitete, erlitt durch einen betrügerischen Freund schwere Verluste, die er sich so zu Herzen nahm, daß er in Schwermut und schließlich in Wahnsinn verfiel. Die Witwe zog mit ihren Töchtern aus zweiter Ehe nach Arensburg, wo mein nachheriger Schwiegervater eine Metzgerei eröffnet hatte, Pächter mehrerer Güter war und einen schwungvollen Ochsenhandel betrieb. Sie hatte ihre Fabrik in Petersburg veräußert und trotz einiger Verluste ein beträchtliches Kapital erübrigt. In ihrem gastfreien Hause, in dem im Herbst und Winter sonnabends getanzt wurde, hat auch mein Vater verkehrt. Als Kuriosum erzählte er, daß zum Abendbrot als süße Speise stets Milchkissel gereicht worden wäre, der aber immer mehr oder minder angebrannt gewesen sei, was aber der guten Stimmung keinen Abbruch getan habe. Mein Onkel August Eisfeldt hat den vergeblichen Versuch gemacht, ihre Tochter Emilie, genannt Mila, heimzuführen. Er soll es versucht haben, die Gunst seiner Auserwählten durch Überreichen von Apfelsinen zu erringen, doch seien letztere angefault gewesen, so daß sie nicht nur ihren Zweck nicht erfüllten, sondern den unglücklichen Freier bei seiner Herzendame in vollen Mißkredit brachten. Als ihre Töchter ihre Schulbildung in der Arensburger höheren Töchterschule abgeschlossen hatten, zog sie nach Riga, wo sie ein Haus kaufte. Alle drei Töchter, sehr hübsche Mädchen, wurden dort in kurzer Zeit verheiratet. Meine Frau hat klare persönliche Erinnerungen nur an ihren Großvater Rudolf Link, als er starb war sie 15 Jahre alt. Ihre Großmutter Habold hat sie nur ganz flüchtig als kleines Mädchen gesehen, so daß nur ganz verschwommene

Eindrücke an sie von ihr in ihrem Gedächtnis haften geblieben sind. Als Sechzigjährige ist Frau Habold einem Nierenleiden erlegen. Sie ist eine sehr resolute, dazu mit gutem Humor begabte Frau gewesen. Als der Oberlehrer der deutschen Sprache Adolf Schubert, ein waschechter Arensburger, sie um die Hand ihrer Tochter Mila bat, erklärte sie kurzweg, daß sie ihm ihr Kind nicht anvertrauen könne, daß sie aus sicherer Quelle erfahren habe, daß er infolge eines ausschweifenden Lebens als Student der Theologie in Dorpat kranke Füße habe; ihre Tochter würde sie nur einem gesunden Manne geben. Adolf Schubert, als echter Insulaner, sprach kein Wort, knöpfte seine Hose auf, ließ sie hinnunter, krepelte die Unterhose auf und demonstrierte seiner doch etwas verblüfften zukünftigen Schwiegermutter seine kerngesunden Waden, worauf sie mit Fassung, schon wieder ganz kaltblütig, erklärte, es sei gut, er könne ihre Tochter haben, er möge sich nur wieder die Hose hochziehen.

In Petersburg, wo sie häufig ihre elternlosen Neffen und Nichten, die in einem Waisenhaus erzogen wurden, besuchte, hatte sie einmal vor Ostern eine Menge Süßigkeiten denselben mitgebracht und eingehändigt. Das hatte eine Anstaltsangestellte bemerkt und dem Waisenvater hinterbracht. Frau Habold wurde in sein Büro zitiert, wo ihr erklärt wurde, daß laut § X der Hausordnung alle Gaben an die Waisenhausverwaltung abgeliefert werden müßten, die sie dann an alle Insassen gerecht verteile. Sie haben diesen § gröblich verletzt und müsse eine Pöu von 25 Rubel zum Besten der Anstalt entrichten, er bitte um ihren Namen. Sie sah den dick gemästeten Hausvater ironisch an, der sich bei der Verteilung der Gaben nicht zu vergessen schien, und sagte: "Mein Name ist Kuhschwanz", sprach's und verschwand. Als der verblüffte Herr sich von seinem Erstaunen und Ärger erholt hatte und ihr nacheilte, sah er nur noch, wie sie in ihrer eleganten Kutsche davonrollte.

So fließt denn in den Adern meiner Kinder, gerechnet von ihren Großeltern, das Blut der Gundalins, Freundlichs, Eisfeldts, Falkenbergs, Links, Geydes und Springs.

Es ist zum Teil schwedisch und von einer Urahne her russisch, aber der deutsche Bestand desselben ist doch überwiegend. Deutsch ist auch unser aller Wesen, Empfinden und Denken immerdar gewesen und jetzt erst recht, wo unser Volk von fremden Eroberern mit Füßen getreten wird. (7.6.45)

## II. Das Kind

### (I. Im Flimmerlicht erster Kindheit.)

#### 1. Im Stadthause

Ich wurde 1880 am 25. Juli alten, am 6. August neuen Stils, in Arensburg auf der Insel Oesel geboren. Im Assafreyschen Hause, das sich in der schmalen Garnisonsstraße befand und das nachher dem estnischen Stadtbaumeister Frey gehörte, erblickte ich an einem sonnenhellen Montagmorgen das Licht der Welt.

Meine Eltern hatten am Vorabend geladene Gäste gehabt, die sich kaum entfernt hatten, als meine Geburt ihren Anfang nahm. Ob ich unter einem glücklichen Stern geboren bin, sei dahingestellt. Mein Lebens ist nicht leicht und den verschiedenartigsten Wechselfällen ausgesetzt gewesen. Gute und böse Tage haben in bunter Folge immer wieder gewechselt. Auf lange andauernde schwere Erschütterungen sind immer wieder friedevolle Ruhepausen eingetreten. Ich bin vom Leben hin- und hergestoßen worden. Aufbau und Zerstörung sind einander gefolgt. Gleich geblieben ist nur die Liebe Gottes, die mir trotz aller meiner Verchuldungen und Fehle wie eine wärmende und leuchtende Sonne unentwegt geschienen hat und auch heute noch scheint.

Ich blicke auf meine ersten Kindertage zurück; die Erinnerung an sie rinnt nur spärlich. Man müßte ein Zeitfernrohr haben, um Jahrzehnte überbrücken zu können und festzustellen, welche Ereignisse und Einflüsse für die Entwicklung der Kinderseele wichtig, wertvoll und bedeutungsreich waren.

Aber das Unterbewußtsein, in dem alles in der Vergangenheit Erlebte schlummert, ist zäh. Es will nichts hergeben und nur wenig läßt sich ihm abzwängen. Selbsterlebtes und im Gedächtnis verankertes Gehörtes mischen sich daher zu einem immer etwas verschleierten Bilde, das mir aber sehr wertvoll zu sein dünkt.

Ich vergesse Zeit und Umgebung. Das Vaihinger Pfarrhaus, in dem ich seit vier Monaten einen Unterschlupf gefunden, versinkt; der schwere Druck der furchtbaren Gegenwart schwindet.

Ein verträumtes kleines Städtchen an Meeresstrande taucht auf und in ihm ein alter Gasthof, das keine festen Konturen annehmen will. Was ich schaue, schaue ich wie durch einen Schleier. Mann und wann teilt sich die Nebelwand, der luftige Vorhang sinkt für einen kurzen Augenblick.

Es taucht eine gut aussehende kleine Frau auf mit einer Rute in der Hand, die sonst immer so gütig dreinschaut, mich aber nun streng und strafend anblickt und mich züchtigen will, weil ich meine Böschchen verunreinigt habe. Ich aber throne auf meinem Nachtgeschirr wie angehaelt, voll List und Trotz, und erkläre, daß ich Bauchweh habe und noch nicht fertig sei.

Es kommt wie eine gütige Fee die alte estnische Magd und meldet das Kommen eines Gastes. Meine Mutter hakt die Rute an ihren Ort und verläßt die Stätte des Unheils. Als der Besuch sich nach reichlichem Kaffeegenuß am Spätnachmittage empfiehlt, hat meine Mutter mein Reinlichkeitsversagen vergessen, und die fürsorgliche Magd, die mich sehr verwöhnt, alle bösen Spuren getilgt.

Der Vorhang sinkt langsam; doch dann lüftet sich ein kleiner Zipfel - ein neues Bild taucht auf.

Die Lampe verbreitet ein trauliches Licht in einem Zimmer, in dessen schmale Fenster der dunkle Herbstabend hineinglugt. Mir graut und fröstelt, wenn ich ängstlich in die düsteren Winkel des großen Wohnzimmers, die das Lampenlicht nicht aufhellen kann, schaue. Meine Mutter liest in einem dicken Buch und will nicht gestört sein. Wie ich nachher erfahren habe, ist es der neueste Marliteo e Roman, der sie ganz und gar in seinen Bann gezogen. Ich bin so allein und einsam. Da öffnet sich die Türe und ein großer stattlicher Mann tritt ein. Er nimmt mich auf den Arm und schwenkt mich durch die Luft. Dann läßt er mich auf seinem Enie reiten. Wir traben zu der Großmutter nach Leo-Mardi. Es geht schließlich ein Galopp über Stock und Stein, durch Sturm und Regen.

Der Mann, der mich reiten läßt, ist so groß und stark, daß ich mich in seiner Gesellschaft und unter seinem Schutz vor niemand und vor nichts fürchte. Dieser Mann

ist mein Vater, zu dem ich unbegrenztes Vertrauen hege, dem meinem Dafürhalten nach nichts unmöglich ist. Er kann, was er will.

Eine neue Schau breitet sich vor mir aus. Es ist ein sonnensatter Sommernechmittag. Die Eltern halten um diese Stunde ihr übliches Schläfchen. Die Magd hat das Mittaggeschirr gewaschen und jätet im Garten. Ein Mädchen, das das eine Bein beim Gehen unmerklich nachschleppt, bedeutend älter als ich, umgeben von ihren Freundinnen, überredet mich, durch ein offenes Fenster in die verschlossene Speisekammer zu klettern und aus ihr Peeren und Zucker zu klauen, zur Belohnung soll ich nicht "ohne" bleiben. Ich aber weigere mich, weil ich weiß, daß die Mutter es streng verboten hat, und weil "Der liebe Gott" es sieht. Die Freundinnen reden auf mich ein und erklären, daß es in der Speisekammer düster sei, und Gott mich dort nicht sehen könne. Ich aber weiß, daß Gott überall ist und alles sieht und hört. Ich sage ihnen, sie sollten doch selbst hineinsteigen, wenn sie den Mut dazu hätten. Aber der fehlte ihnen. Sie fürchten, ertappt zu werden, und wollen den kleinen dummen Jungen die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Doch der bleibt standhaft, obwohl man schließlich mit "Keilen" droht. Die naschlustige Mädchenschar muß ihr schlechtes Vorhaben aufgeben. - Das leicht hinkende Mädchen ist meine Stiefschwester, Anna Assafrey, die ich sehr liebe und die mich liebt.

Es fällt ein Schuß. Ich werde aus meinen Träumen gerissen. Die Russen schießen in ihrem Sammellager sinnlos in die Luft. Von der Straße klingt es herauf: un - deux, un - deux - die französische Besatzung marschiert. Ich bin wieder in der brutalen Wirklichkeit.

Ein Sonntagmorgen im Herbst. Die Eltern sind zur Kirche gegangen. Es ist mir streng verboten, allein auf die Straße zu gehen. Die Magd bereitet die Mittagesszeit; meine Schwester spielt mit ihren Puppen und beachtet mich nicht. Ich benutze diese günstige Situation und schlüpfe mit klopfendem Herzen zur Haustür hinaus. Auf der untersten Treppenstufe bleibe ich stehen, die

verbotene Welt liegt vor meinem sehnsüchtigen Blick. Die Kirchenglocken klingen: von dem russischen Gotteshaus dröhnt eine Basglockenstimme durch die lautlose Herbstluft, die lutherische klingt hoch und hell. Eine Ringelnatter, deren es in unserem Garten mehrere gibt, kriecht durch den Zaun auf die Straße, um dem gegenüberliegenden Nachbargarten einen Besuch abzustatten. Ich habe vor dem Reptil eine solche Angst, daß ich es wie gebannt anstarre und mich nicht von der Stelle bewegen kann. Da kommt eine adlige Karosse, von zwei Rappen gezogen, angerollt und überfährt die Natter, die sich aufbäumt, mit dem Schwanz um sich schlägt und dann zerdrückt zuckend liegen bleibt. Ich reiße mich aus meiner Erstarrung und eile ins Haus zurück, in tiefster Seele von diesem Erlebnis erregt, das ich niemand zu erzählen wage und das mich noch nachts in meinen Träumen verfolgt.

Und noch eine Schau spielt sich auf der Bühne meiner ersten Kindheitserinnerungen ab.

Ein kleiner Knabe steht im Dämmerlicht eines sinkenden Herbsttages in einem alten Garten mit einer großen Schaukel, die er sehr liebt. Er ist in warme Kleider gehüllt, denn es gilt, in die zwei Kilometer entfernte, am äußersten Rande der Stadt gelegene neue Wohnung der Eltern umzusiedeln. Er will Abschied nehmen. Unbemerkt hat er sich davongeschlichen. Halblaut, mit Tränen in den Augen, sagt er immer wieder: "Auf Wiedersehen, Garten! Auf Wiedersehen, Schaukel!" bis die Mutter kommt, ihn auf den Arm nimmt und in die Kutsche trägt.

Und wieder sinkt der Schleier.

Die Erinnerungen, die sich an mein Geburtshaus knüpfen, haben ihr Ende gefunden. Ich habe als Erwachsener einmal noch in seinen Räumen gewelt. Es war von Grund aus umgebaut. Im Garten waren die alten wundervollen Pflaumenbäume gefällt, und junge Apfel- und Birnenbäume nahmen ihre Stelle ein. Die Schaukel war der Zeit zum Opfer gefallen. Estnische Kinder spielten in ihm, und ich wandt mich wehmütig ab.

(21.6.45)

## 2. Auf der Hospitalinsel

Wie oben erwähnt, wechselten meine Eltern im Herbst 1883 ihre Wohnung. Dieser Umzug hing mit folgenden Umständen zusammen. Mein Vater war von Beruf Apotheker. Gegen Ende der sechziger Jahre des vorigen Saeculums hatte er seine Lehrzeit in Reval in der Apotheke des Herrn Haetge absolviert und anschließend in Dorpat seinen Apothekergehilfen gemacht. Darauf war er mehrere Jahre in St.-Petersburg in erstklassigen Apotheken, die sich alle in deutschen Händen befanden, tätig gewesen, wobei er das Russische erlernte. 1877 kehrte er in seine Heimatstadt zurück und fand eine Wirkungsstätte in der Ruhbachschen Apotheke. Hier in Arensburg lernte er meine Mutter kennen, die nach dem frühzeitigen Tode ihres ersten Mannes mit großer Energie aber nur geringen Erfolg ihre Buchdruckerei weiterführte. Nach seiner Eheschließung mit ihr gab er seinen Beruf auf und übernahm die Geschäftsführung in ihrem verschuldeten Betriebe. Ohne die geringste Vorbildung auf diesem Arbeitsgebiet zu besitzen, brachte er ihn bald in die Höhe. Er erlernte das Setzen, er machte sich verdient durch den Druck des "Arensburger Wochenblattes", der kleinsten Zeitschrift des Baltikums, er betrieb als Autodidakt die Buchbinderei mit steigendem Erfolg. Mit angeborenem Geschick fand er sich in allen Zweigen seiner neuen Arbeit zurecht und tilgte die auf dem Hause und der Druckerei liegenden Schulden. Da traf das von ihm umsichtig geleitete Unternehmen ein schwerer Schlag. Der Herausgeber des Wochenblattes, Baron Hartwig Saß, eröffnete eine eigene Buchdruckerei. Dieser Betrieb, ausgerüstet mit modernen Pressen, wurde zu einem unüberwindlichen Konkurrenten, da meinen Eltern die Mittel zur Modernisierung ihres Betriebes fehlten.

Es war eine freundliche Schicksalsfügung, daß das oeselsche Landratskollegium meinen um seine Existenz schwer ringenden Vater die durch den Tod des Feldschers Lippe freigewordene Stelle des Heilgehilfen am Landhospital anbot. Mein Vater griff zu und ging für ein Semester auf Kosten der Ritterschaft nach Dorpat, absolvierte dort einen Feldscherkursus

und nahm am 1. Mai 1883 seinen neuen Dienst auf, dem er 27 Jahre treu vorgestanden hat.

Das Annsfreysche Haus, das baufällig war, und die veraltete Buchdruckerei wurden verkauft. Der Erlös war gering: etwas über 2000 Rubel bildeten das Erbe meiner Stiefschwester Anna.

Wieder ist es ein altes Haus, das vor meinem geistigen Auge emporwächst, nur noch verwitterter als das in der Stadt. Es liegt auf einer kleinen Flußdeltainsel, die die Peddust bei ihrer Mündung bildet. Von dem Flußchen zweigt sich ein Nebenarm, der Torrifluß ab, an dem das Fischerdorf Torri, eine der kleinen Vorstädte meiner Heimatstadt liegt. Sowohl die Peddust als auch das Torriflußchen sind wasserarm, schilfreich, erlenbestanden, durchquert von gradlinigen kanalähnlichen Gräben, die zum Fischfang dienen.

Vom Mai bis zum September liegt über der Peddust, die mit ihren beiden Armen in die schöne Bucht mündet, über dem Städtchen mit seinen blumenreichen Gärten und seinem lauschigen Park, an den sich das trotzige Schloß mit seinen beiden Türmen, dem Wahrzeichen der Stadt, und seinen bebaumten Wällen und die sich am Meeresufer hinziehende Promenade und der geschützte Hafen schließen, ein sommerlicher romantischer Schimmer, dessen Eindruck man sich nicht entziehen kann.

Wieder tauchen die schwankenden Bilder einer längstvergangenen Zeit auf. Aus dem alten düsteren Hause führt eine dunkle Treppe in die große niedrige Dachstube, an die sich der geheimnisvolle Bodenraum schließt. Auch an den heißesten Hochsommertagen ist es in den Räumen dieses Gebäudes kühl und schummrig. Im Winter sorgen große Öfen, die mit harzigem Kiefernholz geheizt werden, für eine wohltuende Wärme. Die Zimmertemperatur muß 20 - 22° C. betragen. Mein Vater liebt es, an den langen Winterabenden in Hemdsärmeln im Wohnzimmer zu sitzen und ein ihm interessierendes Buch zu lesen. Er trinkt dabei aus einem riesigen Henkelglase Kranzbeerenlimonade und ist als Zugabe große Mengen irgend eines wohlschmeckenden Gebäcks, oder er knackte mit seinen kräftigen urgesunden

Zähnen, den Nußknacker verschmähend, Haselnüsse, die er sehr gern verzehrt.

Wenn es im Frühling und Herbst stürmt, dann klappert und dröhnt es im Hause und auch rings ums Haus. Es ist, als ob im Bodenraum trippelnde Schritte und bald leiser, bald lauter klingende Töne zu hören sind. Dann wieder laufen sie seufzend und klagend ums Haus, als suchten sie Eingang in dasselbe, um Schutz vor dem Toben des Unwetters zu finden. Unsichtbare gespenstische Geschöpfe scheinen im und ums Haus ihr geheimnisvolles Wesen zu treiben. Das Herz erzittert vor innerem Grauen, wie es geboren wird unter dem Eindruck von Bildern und Geräuschen, deren Entstehung sich auf natürliche Weise nicht erklären läßt.

Besonders gruslich ist es aber, wenn ein Sturm mit seinen auf- und abschwellenden Heultönen plötzlich in der Nacht ausbricht. Man zieht die Bettdecke über den Kopf, um diesen beängstigenden Geräuschen aus dem Wege zu gehen. Das Herz pocht in unruhigem Tempo, und über den Rücken rieselt es in kalten Schauern, bis der mildtätige Sandmann einem schließlich sanft die Augen zum Schlummer schließt.

Aber noch viel geheimnisvoller als das alte Haus ist das Meer, das von übernatürlichen Wesen bevölkert zu sein scheint. Es umklammert das Inselchen von Osten und Süden. Manchmal ist es glatt und blank wie ein Spiegel. An schönen Tagen, besonders im Hochsommer, wirkt es dann mit seiner unbeschreiblichen Lieblichkeit wie die Schönheit einer glückspendenden Fee. Aber es kann auch, beschwingt und beseelt von leichtem Winde, leise flüstern, als ob Wassernixen süße Zwiegespräche führten oder zarte Lieder sängen. Zahllose einander ablösende Wellen wandern in ununterbrochenen Ketten heran. Mit klagendem Laut serscheitern sie an Flächen mit kleinen Steinchen übersäten Ufer, das sich ins Land hinein in eine grüne Grassnarbe kleidet und hauchen ihr kurzes Leben aus, ohne doch zu sterben.

Manchmal aber gleicht das Meer, wenn der Südwest stürmisch über es dahinfluft, einem dämonischen Tier, auf dessen

dunkelgrünem Körper weiße Häupter tanzen, die wie die  
Mähne wilder Hölse wallen. Brechen die Sonnenstrahlen  
durch dunkle kalinaturwende Wolken, dann färbt sich der  
Leib des Meerungeheuers grün. Es scheint Tausende von  
Rachen zu öffnen, die gierig nach Beute schnappen .....

Alle Farbennuancen stehen dem Meere zu Gebote, denn  
es spiegelt des Himmels und der Wolken Farbenreichtum  
wider. Es kann in der Sonne in ein Goldgewand und im  
Mondlicht in ein silbernes Kleid gehüllt sein. Es kann  
so schön und lieblich scheinen, daß die Reize des schönsten  
Weibes im Vergleich mit seiner Schönheit verblassen.  
Es kann aber auch furienhaft wild dahinrasen, Tod und  
Verderben mit sich bringend.

Das Meer, mit dem Winde vermählt, von Sonne, Mond und  
Sternen bewacht, von seinen Ufern eingeengt und gebändigt,  
gleicht einmal einem süß schlummernden Kinde, und dann  
wieder einem rasenden Berserker, der das, was sich ihm  
anvertraut hat, zu vernichten droht und der den Uferwall,  
der ihn umgibt, überspringen möchte, um Land und Leute  
zu verschlingen.

Aber das Bild meiner kleinen Inselwelt wäre nicht vollständig,  
wenn ich den verwilderten großen Obatgarten und den kleinen  
mit seiner wohlgepflegten Blumenpracht vergäße. In letzteren,  
der sich ans Haus anschließt, steht auch der mächtige  
Eschenbaum, auf dem Jahr für Jahr in einem von seinem Vater  
gezimmerten Häuschen ein Starenpaar nistet. Es darf wohl  
nicht Wunder nehmen, daß die geschilderte Umwelt auf mein  
für Eindrücke jeglicher Art empfängliches Gemüt ihren  
Stempel aufdrücken mußte. In meiner Seele entwickelt sich  
eine besonders heiße Liebe zum Meer, die mich bis zum  
heutigen Tage in ihren Bann hält. Seit 1939 habe ich es  
nicht mehr gesehen. Sehnsuchtsvoll schau ich oft in die  
Weite, ob ich es nicht doch in der Ferne erblicken könnte.  
Aber in Neukirch auf dem stattlichen Hofe meines Ältesten  
Sohnes glitt das Auge über weit sich erstreckende gott-  
gesegnete Kornfelder, bis es an einem den Horizont  
abgrenzenden Waldstreifen hängen blieb, hier im Schwaben-  
lande aber wechseln liebliche Täler mit sanften Höhen.

Ehe mein erster regelmässiger Unterricht begann, hatte ich selbst ohne Anleitung das Zählen erlernt und konnte Rechenaufgaben im Umkreise von 1 - 100 lösen. Auch das Einmaleins hatte ich mir angeeignet. Man prophezeite meinen Eltern, daß ich ein Rechengenie werden würde; im Resultat ergab es sich aber, daß ich im Gymnasium nur ein sehr mittelmässiger Mathematiker war, dem die Beschäftigung mit Algebra, Geometrie und Trigonometrie kein Vergnügen bereitete, und der nur Dank seines ausgesprochenen Zahlen- und Formelgedächtnisses zum Abitur ein stark angefochtenes "Gut" einheimste.

Ein Erlebnis aus diesen sorglosen Kindertagen will ich noch festhalten. Ein wundervoller Dezembervormittag kurz vor Weihnachten. Die Bucht ist in eine glatte Eisdecke gehüllt. Der alte etwas schwachsinnige Mart (Martin), der ohne Gehalt für Kost, Schlafraum und Kleidung die grössten, schwersten und schmutzigsten Arbeiten im Krankenhause verrichtet und dessen seelisches Wohlsein davon abhängt, ob er genügend Kautabak besitzt, fährt mich mit meinem kleinen Schlitten über das Eis des Peddustausflusses, der unser Inselchen von Westen umströmt. Mart ist breitschultrig und stark, dabei sehr gutmütig und mir, man konnte sagen, mit hündischer Treue ergeben. Ich bin sein Jungherr, meine Befehle sind für ihn massgebend, obwohl seine Schläfen sich schon grau färben. Aus meinen Händen empfängt er häufig sein Wochengehalt in Gestalt eines Päckchen Tabaks, Marke "Machorka", ein Achtel Pfund (ca. 50 Gr.) zum Preise von sechs Kopeken (ca. 13 Pf.). Es ist der schlechteste und billigste russische Tabak, den es gibt, er ist pechschwarz und gallbitter, für ihn jedoch der grösste Leckerbissen.

Eine Weile sind wir schon hin- und hergefahren. Die Sonne scheint blaß vom wolkenlosen Himmel und verbreitet einen kaum spürbaren Hauch von Wärme. Mir ist das Auf- und Abfahren langweilig geworden. Unternehmungslustig frag ich Mart: "Kennst Du den Weg nach Fernau?"

Martin denkt nach und erwidert: "Pernau liegt auf dem Festlande, also östlich von uns."

"Was meinst Du, sollten wir nicht nach Pernau fahren?"

"Wenn der Jungherr es wünscht, warum nicht?"

"Sind wir bis zum Mittag zurück?"

"Das wohl nicht. Aber wir können auf Abro bei den Bauern essen und dann weiterfahren."

"Also los!"

So fuhren wir dann nach Pernau. Es kam mir kein Gedanke an die Unruhe der Eltern und die Sorge, die unser Verschwinden ihnen bereiten würde.

Unterdessen frühstückte der alte Gutbesitzer Müniß mit meinen Eltern. Mein Vater war nicht nur Apotheker und Heilgehilfe am Krankenhaus, er verwaltete auch die Ökonomie. Müniß war der Kartoffel-, Krosen-, Grütze- und Holzlieferant. Er hatte mit eingetretenem ersten Frost, der die Waldwege fahrbar gemacht hatte, eine größere Partie Brennholz geliefert, deren Empfang mein Vater bestätigen mußte und Müniß aus der Ritterschaftskasse ein hübsches Sümmchen einbrachte.

Meine Schwester, von einer ihr selbst unverständlichen Unruhe ergriffen, hatte sich am Frühstück nicht beteiligt, statt dessen aber Ausschau nach mir gehalten, wobei sie weder Martin noch mich hatte entdecken können. Eine Anfrage im Krankenhaus ergab auch nichts über unser Verbleiben. Getrieben von großer Sorge um mich, störte sie das gesellige Beisammensein zum unwilligen Erstaunen meiner Eltern und teilte ihnen mein spurloses Verschwinden mit.

Mein Vater ergriff sein großes Fernglas und überprüfte erst den Flußlauf bis zur Langen Brücke. Als er dort nichts und niemand entdecken konnte, schaute er aufs Meer hinaus und erblickte uns zu seinem Schrecken hinter der Insel Bajemaa auf dem Wege nach Abro. Seine Schlittschuhe anzuschlallen, war das Werk einer Minute. Das Eis war stellenweise noch sehr schwach, die Verbindung nach Abro auch von Fußgängern noch nicht aufgenommen.

In sausender Fahrt hatte er uns gerade vor dem zweiten gefährlichen Riff eingeholt, wo es oft auch noch im

tiefen Winter verräterische Buhnen gab.

"Wohin, Hart?" brüllte er den Alten an.

"Nach Fernau."

"Bist Du irrsinnig geworden?"

"Nein, gnädiger Herr."

"Wie kommst Du auf solch eine unsinnige Idee?"

"Der Jungherr hat es befohlen."

Ich bestätigte Harts Worte. Er empfing keine Strafe. Der alte schwachsinnige ostnische Knecht hatte den Befehl des deutschen Jungherrn ausführen wollen. Der Herr hatte befohlen, der Knecht hatte gehorcht; so war es recht und billig. Auch mich bestrafte man nicht, weil ich ganz harmlos war. Erst als mein Vater mir erklärte, welche Aufregung mein Verschwinden bei allen Hausgenossen hervorgerufen hätte, begriff ich meine törichte Handlungsweise. Ich versteckte mich aber hinter dem lieben Gott und berief mich auf seinen allgegenwärtigen Schutz.

"Dein Engel behütet Dich offensichtlich," sagte mein Vater ganz gerührt. Er ergriff die Schlittenleine, und pfeilschnell ging es heim. Der arme Hart mußte den Weg, der wohl drei Kilometer betragen mochte, zu Fuß zurücklegen. Am Ufer empfingen uns meine Mutter, meine Schwester, Herr Büniß und der alte Indrik (Heinrich), der sich nicht weniger als die anderen aufgeregt hatte. Mein erster Ausflug in die Ferne endete mit einem schönen Mittagessen, an dem auch Herr Büniß<sup>teil</sup> teilnahm und von allen Apothekerschnüpsen meines Vaters, der wohl solche herstellte aber als überzeugter Abstinenzler dieselben verschmähte, eine ausgiebige Probe machen mußte.

Herr Büniß fuhr erst als der Dezembertag zu dunkeln begann in bester Laune heim, eine Flasche Apfelsinenlikör als Weihnachtsgabe in der Fahrpelztasche.

So verbrachte ich die ersten vier Jahre auf der Hospitalinsel (1883 - 87) in schönster Weise, ohne Sorge, ohne Leid und ohne Kinderkrankheiten, umgeben von warmer Liebe, - ein Kindheitsparadies, in dem es keine Schlange der Versuchung gegeben hat. - (5.7.45)

wurden, "fast gut". Er hatte meine Note willkürlich um zwei Stufen gehoben.

Rechnen - Oberlehrer Breytag, beide vertraute Gestalten. Der Religionsunterricht war in den Händen von Pastor diac. Rinne gut aufgehoben. Schönschreiben und Zeichnen gab Herron Baydell - außer Oksjonow alle gute Lehrer, vorzügliche Pädagogen und noch bessere Menschen. Vom Gesangunterricht, den Organist Griwing verabsolgte, war ich als absoluter Kakophon befreit.

Meine beiden ersten Zensuren waren vorzüglich: in allen Fächern "ausgeseichnet", nur im Zeichnen "gut".

Ich war der Stolz der ganzen Sippschaft. Nach Weihnachten erfolgte aber ein Rückschlag.

Am 10. Januar starb mein Onkel Kolja, der Mann meiner Lieblingstante Marie, im Alter von 42 Jahren an Schläge.

Die Tante blieb fast mittellos zurück. Um ihr über die schwerste Zeit hinwegzuhelfen, nahmen meine Eltern sie mit ihren vier Kindern - Willibald (Willy), Elisabeth (Elli), Regina (Ina) und Bertha (Beba) zu sich. In unser stilles Haus kam trotz des Todesfalles ein lautes und für uns Kinder, die wir den Tod noch nicht ernst nahmen, auch frohes Treiben.

Es war ein sehr kalter Januar. Der Weg von der Hospitelsinsel zur Schule war weit. Willy und Elli, zehn und acht Jahre alt, von meiner Tante sehr verzärtelt, durften, wenn es mehr als zwölf Grad Kälte gab, nicht ins Freie. Die Morgentemperaturen waren aber wochenlang viel niedriger. Dieses schlechte Beispiel wirkte auch auf mich. Auch ich blieb an kalten Tagen gern zu Hause, um mit ihnen zu spielen. Ebenso wenig gelang es mir, regelmäßig und gründlich meine Aufgaben zu machen. Meine Spielkameraden lernten nicht, weil sie nicht wußten, was aufgegeben war, und gaben mir auch keine Ruhe. Als schließlich Ende Januar mildereres Wetter eintrat, und der Schulbesuch wieder in geregelte Bahnen einlenkte, erkrankten wir Kinder alle an der Grippe. Ich fühlte mich recht erleichtert und, ich glaube, meine Eltern auch, als sie Anfang März zusammen mit Onkel August,

Gabriele, mit der ich mich mehr wie gut stand und in deren Gesellschaft ich täglich mehrere Stunden weilte, so daß Elly und Peter überzeugt waren, wir würden uns eines Tages als Verlobte ihnen vorstellen, machte plötzlich, es mag wohl Anfang Juli gewesen sein, einen unerwarteten Seitensprung: sie begann sich für einen sehr gut aussehenden Judenjüngling aus Riga zu interessieren. Ich mochte die Juden mit ihrem auffallenden Sichgehabe überhaupt nicht, und nun mußte gerade Gabriele, mit der wir schöne Wochen in voller Harmonie verbracht hatten, sich in den jüdischen Politechniker, Harry Blumenau, verlieben. Er war Hauslehrer in einer deutschen Familie, die zur Kur in Arensburg weilte und für sechs Wochen ihr Domizil in Torri aufgeschlagen hatte. Durch Taipales, denen er zu gefallen schien, weil er sehr höflich war, hatte ich ihn kennengelernt. Meine kühle Haltung schien ihn zu reizen. Er versuchte mich durch seine unentwegte Liebenswürdigkeit zu gewinnen und suchte offensichtlich meine Gesellschaft. Ich zeigte ihm aber andauernd die kalte Schulter, besonders als er mich bat, ihn mit meiner Kusine Elly und Gabriele bekanntzumachen. Meine Abwehr blieb jedoch erfolglos. Eines Tages traf ich ihn mit Gabriele auf der Strandpromenade. Sie hielten mich an, als ich formell grüßend an ihnen vorüber wollte, und forderten mich auf, ihre Gesellschaft zu teilen. Aber ich erwiderte ironisch, ich wolle ihr junges Glück nicht stören und empfahl mich mit höflichem Gruß ohne Händedruck. Am nächsten Tage saß ich mit Alice Schmidt im Park, einer vollschlanken Annenschülerin aus Petersburg, die mir nicht sympathisch war, die ich aber gegen den Juden ausspielte. Ich hatte Frä. Schmidt auf dem ersten Salonclubtanzabend kennengelernt. Eigentlich hatte ich Olly Link dort zu treffen gehofft, aber sie hatte infolge einer Erkältung eine geschwellene Wange gehabt und war, wie ich nachher gehört hatte, sehr mißgestimmt nach einem kurzen Stadtaufenthalt zurück nach Ennofer gefahren, ohne daß sie meine Schwester besucht hatte. Das war für mich eine Enttäuschung. Dieser erste Tanzabend litt an einem großen Tänzerangel. Auf je drei Mädchen kam nur ein Kavalier; dazu waren es

sie hatten es verstanden, das Elternhaus zu einer Heimstätte zu gestalten, nach der man sich in der Fremde sehnte, in der man sich wohl fühlte und in die man sich aus des Lebens Irrungen und Wirrungen retten konnte. Daß ich ihnen meine Verlobung verschwiegen hatte, regte mich nicht auf. Schwerer lag es mir auf der Seele, daß ich wissentlich verabsäumt hatte, ihnen zu gestehen, daß mein Studium wiederum links liegen geblieben war.

Mit den besten Vorsätzen war ich im Herbst nach Petersburg gegangen. Aber nur die Vorlesungen über die wichtigsten Fächer hatte ich besucht, meine häusliche Arbeit dagegen war ganz ungenügend ausgefallen, obwohl ich keine Stunden erteilte und nachmittags und abends ein freier Mann gewesen war. Aber ich hatte immer so viel vorgehabt, daß ich nicht zum Studieren kam. Das mußte anders werden. Vor allem mußte ich mich mit aller Energie auf die Geschichte der Philosophie werfen, die mir ein Buch mit sieben Siegeln war.

Ich blickte hinaus. Immer noch lag Mondlicht auf den weißen Fluren, aber es schien mir, als ob es blasser und fahler geworden wäre .....

Und weiter versuchte ich, Einblick in mein Inneres zu gewinnen und meine Einstellung zu den beiden Mädchen, um die mein Fühlen und Denken kreisten, zu analysieren und präzisieren: Olly Link und Gerda Granfeldt. Wie schon früher so auch jetzt fesselte mich erstere durch ihre Schönheit. Ich unterstand ihrem Zauber, so lange ich mich in ihrer Gesellschaft befand. Aber feste seelische Beziehungen hatten sich bis jetzt in unserem Verhältnis nicht entwickelt. Für das geistige Element sorgte ihr Bruder Willo, so daß ich diesen Mangel gar nicht empfand. Während wir uns unterhielten und Probleme wälzten, machte sie eine Handarbeit, ohne sich viel an unserer Unterhaltung zu beteiligen. Vor Gerda aber fühlte ich, seitdem sie mich weinen gesehen hatte, eine tiefe Scheu. Ich kam mir, obwohl ihr Benehmen mir gegenüber von großer Zartheit getragen worden war, irgendwie erniedrigt vor. Ich hatte ihr auch nicht

Am 2. Osterfeiertage lernte ich dann auch Rigaer Jugendgeselligkeit kennen. Bei Brunseps gab es einen Tanzabend mit einem Dutzend junger Mädchen und eben soviel Farbenträgern der fraternitas Concordia. Diese Veranstaltung machte einen guten anspruchslosen Eindruck und erinnerte mich an Arensburger Abende ähnlichen Charakters, nur waren hier die Teilnehmer etwas älter und dem entsprechend auch reifer. Aber Schwung lag auch hier in dem Unternehmen. Mit Hingabe wurde getanzt, keine Spur von Blasiertheit oder Übertriebener Korrektheit zeigte sich. Es herrschte in dieser Jugend ein ganz anderer Geist als in der Petersburger, die ich kennen gelernt hatte. Meine Braut und ich tanzten aus rein äußerlichen Heiligungsbestrebungen nicht, aber wir freuten uns über das fröhliche Treiben der anderen. Dort lernte ich auch Woldemar Ptaschnikoff, den nachherigen Gatten von Wilma Bruns kennen.

Zwei Tage später schlug die Trennungsstunde. Mein zukünftiger Schwiegervater und ich reisten in die Heimat, Frau Link mit meiner Braut und meinem lieben Willo in die Kirgisensteppe, wo letzterer eine Kumya (Stutenmilch) Kur durchmachen sollte, von der man sich viel versprach, die aber den Hoffnungen, die man auf sie gesetzt hatte, in ihrem Endresultat nicht entsprach. Die Kur sollte drei Monate dauern.

Diese Reise nach Arensburg ist in meinem Gedächtnis fest verankert. Bis Pernau verlief alles programmäßig. Die Fahrt auf der Eisenbahn war ledern wie immer - erst Bummelzug dann Kleinbahn. Am Morgen hatten wir Riga verlassen und trafen fahrplanmäßig am Abend in Pernau ein. Ohne daselbst Aufenthalt zu nehmen, ging es weiter. Aber was für eine Fahrt erwartete uns! Die Wege waren nach der Schneeschmelze in einem bösen Zustande. Bei jedem Schritt sanken die Pferde bis weit über die Knöchel in den süssen Lehm, und die Räder des Postwagens mahlten bis zur Achse in einer schlabrigen Erd- und Wassermenge, auf gut baltisch in Blött und Matsche. Von Pernau bis zur nächsten Station Raja betrug die Entfernung 27 Kilometer; um dieselbe zu überwältigen brauchten wir ~~xxxxx~~ sechs Stunden. Schlaftrunken und gerädert trafen wir dort ein.

Die Luft war kühl und feucht, der Himmel wolkenbehangen; keine Fernsicht. Man hatte das Gefühl, daß man ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Ende durch eine düstere klebrige Masse fährt und daß man schließlich ins Bodenlose stürzen muß.

Von Raja nach Leal war das Bild dasselbe. Aber allmählich stellte sich ein, wenn auch fahles, Dämmerlicht ein; schattenhaft tauchten laublose Bäume, lange Holzzäune und Umrisse von Gebäuden auf. Auch der Postillion und die Pferde wurden munter. Trotzdem waren wir erst kurz vor acht Uhr in Leal, das dreißig Kilometer von Raja entfernt lag. Zu einer so frühen Stunde konnte ich die alte Großtante Jürgens nicht besuchen. So fuhren wir dann ohne Aufenthalt weiter und zwar auf gutem Wege, so daß wir schon um elf Uhr in Werder am Großen Sunde eintrafen.

Wir frühstückten ergiebig und gingen dann sofort zu Bett und schliefen bis in den späten Nachmittag hinein. Als wir wach wurden, neigte sich die Sonne, die sich durch dunkle Wolkenberge gerungen hatte, schon im Untergehen begriffen, dem Horizonte zu, hing wie ein blaßroter Ball über der Insel Mohn und versank plötzlich in einem finsternen Abendgewölk.

Es war so langweilig, daß wir schon um neun Uhr abends wieder in die Klappe stiegen. Der alte Herr schloß gleich wieder ein und begann zu meinem Entsetzen ein Schnarchkonzert, wie ich es noch nie gehört hatte und es auch nie wieder gehört habe: vom höchsten Diskant bis zum tiefsten Baß gurgelte, pfliff, mischte, trompetete und posaunte er, rastlos, ausdauernd, stundenlang.

Es war zum Irrsinnigwerden. Da wir am vorhergehenden Tage geschlagene sieben Stunden geschlafen hatten, wurde er aber sehr früh wach. Er zündete ein Licht an und begann in einem Kalehder, den er vom Stationshalter Granfeldt bekommen hatte, zu lesen. Das war meine Rettung, denn nun konnte ich schlafen.

Mit dem Eisbrecher ging es dann am Morgen über den eisfreien Sund. Es war hier noch ganz Vorfrühling, nur die zahlreichen Entenketten und die in stattlichen Schwadern ziehenden Schwäne und Gänse, mit dem

Kurs nach Norden, deutete die Jahreszeit an.

Die Wege auf Mohn und Oesel waren auch in dieser Jahres-

zeit gut. Zum Abendbrot waren wir in Arensburg.

Mein Vater legte meinen beiden mit "sehr gut" bestandenen Prüfungen viel zu viel Wert bei. Er strahlte vor Freude bei dem Gedanken, daß ich nach einem Jahr zum Staatsexamen vorgehen würde. Meine Mutter war froh über meine Anwesenheit und daß sie sich dieser noch einmal ungeteilt erfreuen konnte. Meine Verlobung war nicht nur für meine Eltern sondern auch für weitere Kreise kein Geheimnis mehr.

Wieder einmal in der Heimat und zwar im Frühling!

1902 und 1903 hatte ich ihn in Petersburg verbringen

müssen, voll Sehnsucht nach den melodischen Rufen der Schwäne, den schrillen Signalen der Gänse, dem scharfen

Fluge der Enten, der Kibitsstimmen und dem unschönen

aber heimatlichen Gekreisch der leichtbeschwingten Möwen.

Ich genoß daher diesen Frühling, obwohl er sehr unwirtlich,

neblig und regnerisch war in vollen Zügen. Jeden Nachmittag,

angetan mit den hohen Seestiefeln meines Vaters, wanderte

ich hinaus zur Vogelwiek, in den Loodewald und weiter

zur Loodespitze und Nasvamündung und beobachtete das

reiche Vogelleben, das sich auf dem Wasser, in der Luft,

am Strande und im Walde abspielte.

Erst, nachdem ich in dieser ungebundenen Weise meine Freiheit

vierzehn Tage genossen hatte, begann ich mich zum Staats-

examen vorzubereiten. Vor allem galt es, die Kandidaten-

arbeit, die der Doktorschrift in Deutschland gleichkommt,

abzufassen. Mein Thema lautete, wie schon erwähnt:

"Heidhart von Reuental". Dieser "dörperliche" Minnesänger

hatte mich durch seine meisterhafte Darstellung des

Dorflebens mächtig gefesselt. Er erschien mir lebensnah

in einer formell idealen aber ganz unnatürlichen Welt,

denn der Minnesang ist gekünstelt, er ist Unnatur, ist

Schablonendichtung. Die maßlose Verherrlichung der "Frowe",

aus der verehrung der Jungfrau Maria, der keuschen Nimmels-

königin, entstanden, führte zu lächerlichen Zerrbildern;

der Frauendienst artete - "Ulrich von Lichtenstein" - zur

Satiratur aus. Außer einigen dichterisch wirklich begabten

Sängern, wie der von Kurenberg, Ditmar von Aist, Heinrich

von Morungen, Friedrich von Hausen und vor allem natürlich

Walter von der Vogelweide, sind die vielen Vertreter des Minnesangs mechanischen Nachahmer einmal übernommener Formen, denn die individuelle Note fehlt, einer reimt wie der andere. So ist der Minnesang zu 95% Modedichtung; selbst Walter wirkt in einigen seiner "Lieder der höheren Sinne" gemacht.

Und nun der urwüchsige ganz auf das zwanglos fröhliche Treiben der Dorfjugend eingestellte Neidhart. Bunte Bilder in leuchtenden Farben! Er wirkt erfrischend wie ein keck vom Abhang sprudelnder Wildbach.

Ich hatte mir alles verschrieben, was über Neidhart bisher gesagt war. Am meisten sagte mir Stilgebauers Abhandlung zu, den ich schon als Verfasser des Romans "Götz Krafft, die Geschichte einer Jugend" kannte, ein Buch, das wegen <sup>seines</sup> unkirchlichen, antimilitaristischen und sozialen Charakters in Rußland verboten war und nur als Kontrabande ein geheimes Dasein führte.

Ende April schrieb ich die ersten Zeilen nieder. Außerdem trieb ich mehrere Stunden täglich Alt- und Mittelhochdeutsch. Der Endstart hatte begonnen.

Mitte Mai sollte ich eigentlich nach Petersburg, um an einem Ausflug unseres CSV's nach "Monrepos", dem Majorat Baron Nicolais in Finnland, teilzunehmen. Doch hatte ich mich beim Instandsetzen unseres Flachbootes etwas erkältet, so daß ich, ohne richtig krank zu sein, zum Leidwesen meiner Mutter mehrere Wochen kränkelte. Erst Ende Mai besserte sich mein Zustand.

Mein Leben verlief einsam. Außer meiner Ausine Beba gab es keinen mir nahestehenden jungen Menschen in Arensburg. Mein Verkehr mit Ungers, Eißfeldts und Tante Marie war, bei aller Freundlichkeit, die man mir entgegenbrachte, nicht interessant. Der alte Herr Link führte in seinem vereinbarten Hause - er hielt sich allerdings zumeist in East auf - ein zurückgezogenes ungeselliges Leben und sehnte sich nach Frau und Kindern. Wenn ich ihn besuchte, war seine erste Frage, ob ich von ihnen Nachricht hätte. Die hatte ich. Auch er holte darauf das letzte von ihnen erhaltene Schreiben hervor, dessen Inhalt eingehend besprochen wurde. Das einst gesellige Haus war vollkommen verödet.

Um diese Zeit traf Mickau ein, mit dem ich im letzten Jahr in einen ziemlich öden Briefwechsel gestanden hatte, und siehe, die alten guten Beziehungen stellten sich wieder ein. Wir unternahmen gemeinsame Spaziergänge, auf denen er, gewöhnt an das warme Klima Südrusslands, jämmerlich fror. Er hatte sich mit einer Königsbergerin, Alice Schmidt, verlobt, die Gouvernante in einem reichen russischen Hause in Njeshin war, und neigte daher mehr denn je dem Deutschtum zu. Aber er mußte leider wieder bald ins heimatliche Dorf, wo seine Mutter ihre karge Küsterwitwenpension verlebte, und ich machte wieder meine einsamen Spaziergänge und Ruderpartien. Leider mußten auch die häufig des Regens wegen unterbleiben. Der Juni verging, aber es wurde nicht warm. Es war, als ob die Sonne ihre Kraft eingebüßt hätte, und eine neue Eiszeit nahe. Mein Vater quälte sich mit seiner Knochenhautentzündung, die Mutter ärgerte sich über ihre Pensionärin, Frau Halkiopoff, die Frau eines russischen Obersten, der in der Mandschurei kämpfte, und die, jung und lebenslustig, ihr Dasein genießen wollte und darüber die Erziehung ihrer einzigen Tochter, eines etwas scrophulösen neunjährigen Mädchens, das Schlammbäder gebrauchen mußte, vernachlässigte. Frau Halkiopoff stammte aus einer alteingesessenen rigaschen Familie, hatte aber ganz die Allüren einer russischen Offiziersfrau angenommen.

Bei Theodor Link wurde in den Tagen ein Mädchen auf den Namen Agnes getauft. Ich war zur Taufe geladen und ahnte damals nicht, daß dieses Kind, dessen Taufmutter meine Braut war, fünfzehn Jahre später verhängnisvoll in mein Leben eingreifen sollte.

Bei Eisfeldts wurde einige Wochen später ein Sohn getauft, dessen Pate ich war. Oberpastor Bloßfeldt, der an Lemmas Stelle getreten war, machte es sich bequem. Seine Ansprache deckte sich auf beiden Taufen fast Wort für Wort. Der Sinn seiner Rede oder vielmehr seiner Rede war, daß das Kind ein neues Band der Liebe zwischen Gott und den Eltern und den Eltern untereinander darstelle. Sehr schmackhaft war die nach dem Vollsage der heiligen Handlungen sowohl bei Eisfeldts als auch bei Links

...setzte sich über ihre Pensionärin, Frau Halkiopoff, die Frau eines russischen Obersten, der in der Mandschurei kämpfte, und die, jung und lebenslustig, ihr Dasein genießen wollte und darüber die Erziehung ihrer einzigen Tochter, eines etwas scrophulösen neunjährigen Mädchens, das Schlammbäder gebrauchen mußte, vernachlässigte. Frau Halkiopoff stammte aus einer alteingesessenen rigaschen Familie, hatte aber ganz die Allüren einer russischen Offiziersfrau angenommen.

Bei Theodor Link wurde in den Tagen ein Mädchen auf den Namen Agnes getauft. Ich war zur Taufe geladen und ahnte damals nicht, daß dieses Kind, dessen Taufmutter meine Braut war, fünfzehn Jahre später verhängnisvoll in mein Leben eingreifen sollte.

Bei Eißfeldts wurde einige Wochen später ein Sohn getauft, dessen Pate ich war. Oberpastor Bloßfeldt, der an Lemmas Stelle getreten war, machte es sich bequem. Seine Ansprache deckte sich auf beiden Taufen fast Wort für Wort.

Der Sinn seiner Reden oder vielmehr seiner Rede war, daß das Kind ein neues Band der Liebe zwischen Gott und den Eltern und den Eltern untereinander darstelle.

Sehr schmackhaft war die nach dem Vollzuge der heiligen Handlungen sowohl bei Eißfeldts als auch bei Links

1) Bis zum Weltkriege

a) Der Kampf um eine feste Position

Es war am Morgen des achten Septembers, als ich in Welikija Luki eintraf. Schon von Kreuzburg an war das Dorf- und Stadtbild ein anderes geworden. Rußland meldete sich mit seiner Weite, aber auch mit seinem Schmutz und seiner Armseligkeit.

Der Bahnhof lag fast vier Kilometer von der Stadt entfernt. Eine unsaubere aber bequeme Lohndroschke brachte mich zu dem einzigen Gasthaus des Städtchens, das einem Letten namens Moser gehörte. Nachdem ich meinen Kaffee getrunken, machte ich sorgsam Toilette und sprach zur Visitenzeit bei meinem zukünftigen Direktor vor.

Alexander Petrowitsch Koslowski war ein häßlicher kleiner Mann mit schlichtem langen Haupthaar und einem struppigen Bart, aber dabei ein Mensch mit einer feinen Innenwelt, ein vorzüglicher Pädagoge. Seine Frau, eine Baltin namens Haller, deren Eltern aus Mitau stammten, sich aber später in Tomsk niedergelassen hatten, wo der alte Haller Besitzer einer großen Apotheke gewesen war, sah sehr imposant und stattlich aus. Auch sie war ein Mensch von großer Herzensgüte.

Ich wurde freundlich empfangen, was mir wohltat, besonders schon deswegen, weil ich in eine mehrhundertköpfige Schülerschar hineingeraten war, die mich wild umtobte, als ich mich nach der Wohnung des Direktors erkundigte. Eine bange Ahnung ergriff mich, als ich diese allem Anschein nach disziplinierte Horde vor mir sah. Unwillkürlich drängte sich mir die Frage auf, ob ich es schaffen würde. Denn vor allem galt es wohl, Disziplin in der Klasse zu haben, um den Schülern mein Wissen übermitteln zu können. Besaß ich diese pädagogischen und methodischen Fertigkeiten? Zweifel stiegen in mir auf.

In warmer Fürsorge hatte Direktor Koslowsky sich schon nach einem Zimmer für mich umgesehen. Eine einfache

deutsche Frau, die durchweg Emilija Stepanowna genannt wurde und keinen Familiennamen zu besitzen schien, war bereit, mich aufzunehmen. Ohne Schwierigkeit wurde ich mit ihr handelseinig: sie nahm mich für vierzig Rubel monatlich in volle Pension. Ihre Wohnung lag in der Kruglaja, einer ungepflasterten Straße, nicht weit von der Schule. Reichlich drei Monate, die letzten meines Junggesellendaseins, habe ich dort verbracht.

Mein Zimmer wurde sauber gehalten, die Bedienung war aufmerksam.

Am Sonnabend schrieb ich den Lieben in der Heimat und sah mir meinen neuen Wirkungsort an.

Luki zählte damals 15.000 Einwohner, unter ihnen fast tausend Juden und einige Hunderte Polen, Esten und Letten. Die deutsche Gesellschaft war nicht groß. Für den Verkehr kamen nur fünf oder sechs Familien in Betracht. Die Häuser waren meist einstöckige Holzbauten. Nur die Kirchen, Schulen und Verwaltungsgebäude, auch einige wenige Privathäuser waren aus Stein errichtet. Es gab zwölf griechisch-katholische Kirchen, ein Männer- und ein Frauenkloster, ein römisch-katholisches und ein ev. Bethaus, außerdem eine große Synagoge. Nur die Hauptstraßen waren gepflastert, die Beleuchtung mittelalterlich. Über die Lowaty führte eine plumpe Holzbrücke. Die Umgebung war flach und reislos; der einst reiche Wald abgeholzt. Der Stadtpark, genannt Sommergarten, war nicht ohne Reize.

Von Emilija Stepanowna erfuhr ich allmählich alle wissenswerten Klatschgeschichten, die in der prominenten Gesellschaft spielten. Über die örtlichen Deutschen schwieg sie sich wohlweislich aus, da mochte ich selbst zusehen.

Am 11. September erteilte ich meine erste Stunde und mit ihr begann für mich ein zeitweiliges Martyrium. Wenn es je ein pädagogisches Greenhorn gegeben hat, so bin ich ein solches gewesen, denn ich war in der Unterrichtstechnik nicht vorbereitet, hatte für methodisch zu lösende Aufgaben keine natürliche Veranlagung und

Ich genoß die eigenartige Schönheit unserer baumbestandenen Heuschlägere, die in ihrer Art einmalig sind. Doch am liebsten träumte ich am Meeresufer oder vertraute mich den lichten Wasserwogen an in einem kleinen Flachboot, das mein Vater selbst erbaut hatte und das ich nach East hatte überführen lassen.

Häufig weilte ich auch bei meinen Eltern, die immer gebrechlicher wurden. Obwohl ihr Leben nicht schwer war und sie ihr gesichertes Einkommen hatten, alterten sie schnell. Mein Vater verfiel zusehends, noch mehr die Mutter. Ihre einst elastische Gestalt war gebeugt, die Füße versagten häufig den Dienst. Und sie waren noch nicht sechzig Jahre. Mit tiefem Weh verfolgte ich ihren leiblichen Verfall. Ich fühlte, daß ich sie nicht mehr lange haben würde.

Im Herbst 1909 fühlte meine Frau sich wieder schwanger. Ich war bereit, für neun Monate dem ehelichen Leben zu entsagen, aber ihr sagte solch ein ideales Verhältnis nicht mehr zu. Das Weib - sie zählte nun sechsundzwanzig Jahre - war in ihr zur vollen Stärke erwacht, ein Zölibat bot ihr keinen Reiz.

Auch zeigten sich bei ihr Charaktereigenschaften, die in den ersten Jahren unserer Ehe geschwiegen hatten: unmotivierte Unfreundlichkeit, krasse Eigenliebe und unliebsame Herrscheucht. Auf meine Wünsche, ob es sich um meine Lieblingsspeisen oder mir angenehme Lebensgewohnheiten handelte, nahm sie keine Rücksicht. Meine Schwiegermutter, die den ganzen Herbst bei uns zubrachte, ergriff häufig meine Partei, wenn es sich meinerseits um billige Wünsche handelte, die leicht erfüllbar waren. Sie kannte die Männer, vor allen ihren eigenen, von dem es sich auch sagen ließ: "Die Liebe des Mannes geht durch den Magen" .... "und nistet noch niedriger", wie mein Freund Fritz zu sagen pflegte.

Sobald ich einen Wunsch, er mochte noch so bescheiden sein, äußerte, bekam ich Redensarten zu hören wie: "Unmöglich verwöhnt", "immer etwas Besonderes", "denk nicht nur an Dein werttes Ich", "vergiß Deine alten Gewohnheiten", "is, was da ist" und Ähnliches sehr.

In einigen Monaten wurde unser Verhältnis trübe und kühl. Das innere Band, das uns zusammenknüpfte, war nie sehr stark gewesen. Wohl unbewußt löste sich meine Frau von Tag zu Tag mehr von mir. Ich aber, im Elternhaus sehr verwöhnt und gewohnt, die leisesten meiner Wünsche stets erfüllt zu sehen, zog mich gekränkt in mich selbst zurück und begann, mir eine eigene Welt zu bauen, in der für meine Frau und ihre Welt kein Platz war. Sie wies mich durch ihr Wesen zurück, ich tat nichts, um mich ihr zu nähern. Ich kämpfte nicht um unser Glück, sie aber tat nichts, um es zu erhalten. Schuld an unserem unerquicklichen Verhältnis waren wir beide - zwei Menschen, die in ihrer Herzenshärte bereit waren, ihr Leben zu einem verfehlten zu gestalten. Statt durch blühende Auen frohen Herzens zu wandern, stolperten wir auf rauhen steinigen Wegen dahin mit blutenden Füßen und kranken Herzen. Und der, der jahrelang das Bindeglied unter uns gewesen war, mein Schwager, war nicht mehr. Mit seinem Tode war ein innerlich gut abgestimmter Dreiklang zerstört, der verbliebene Zweiklang tönte unharmonisch, der ausgleichende Akkord stellte sich nicht mehr so richtig ein. Auch die Schwiegermutter verließ uns im Oktober, ein schwerer Verlust, weil sie eine weise Vermittlerin gewesen war, die mancher Schärfe, die von meiner Frau ausging, das Schneidende genommen hatte. Das Leben in unserem Hause war nicht mehr anheimelnd. Meine Frau empfand das auch, schied es wohl auf mein Konto und verbrachte viele Stunden des Tages außerhalb unseres Heimes bei den Bekannten. Im Anfang unserer Ehe waren wir wohl nicht ineinander aufgegangen aber doch miteinander gegangen. Nun gingen wir langsam aber

sicher auseinander.

So kam der verhängnisvolle 6. Dezember. An diesem Datum hatte ich 1896 meine Frau kennengelernt; dreizehn Jahre später beging ich eine unverantwortliche Gemeinheit, an deren Niederschrift ich nun mit Beschämung gehe.

Es ging alles vor sich, wie es zur Feier des 6. Dezembers in unserer Schule üblich war. Pflichtgemäß nahm ich an der Veranstaltung teil, meine Frau hatte angeblich wegen Mangels eines passenden Kleides es abgelehnt, mitzumachen. Auf meine Einwendung, das sie doch über ein genügendes Garderobengeld verfüge, hatte sie nur verächtlich mit den Achseln gezuckt.

Nach Abschluß der Festfolge hätte ich nach Hause gehen sollen, aber eine ganze Gesellschaft von jungen Lehrern und Klassendamen forderte mich auf, am gemeinsamen Teetrinken teilzunehmen. Nicht ungern folgte ich dieser Einladung. Wir saßen dann auch bald in gemütlicher Runde und verplauderten in angenehmer Weise die Zeit. Aus dem großen Saal klangen undeutliche Walzertakte dann und wann an unsere Ohren. Seit 1906 hatte ich nicht mehr getanzt. Plötzlich stand Schura Leitis neben mir und forderte mich zu einem Damenwalzer auf.

In Gegenwart so vieler Zeugen konnte ich ihr keine Absage erteilen und fühlte mich auch geschmeichelt, daß sie mich in dem abseits gelagerten Raum aufgestöbert hatte. Sie sah entzückend aus. Das hellgrüne Kleid, das die Zöglinge der pädagogischen Klasse trugen, stand ihr gut. Seitdem ich sie zum letzten Mal im Frühling gesehen hatte, war sie wunderbar erblüht, ohne ihre Mädchenhaftigkeit und ihre seelische Reinheit zu verlieren. Das war nicht mehr der madonnenhafte Backfisch, das war eine herangereifte madonna, ausgestattet mit entzückendem Liebreiz, der meine schönheitstrunkene Seele in feste Fesseln schlug.

Sie hatte aus ihrer Sympathie für mich, da sie in mir einen Landmann ihres heißgeliebten zu früh verstorbenen Vaters sah, nie ein Hehl gemacht. Ihre großen tiefen Augen strahlten mich an. Über mich kam ein Rausch.

Die ganze Welt versank in einem bedeutungslosen Nichts, nur sie war vorhanden - ein strahlender Stern im dunklen einsamen Leben. "Der alte böse Feind" der Menschheit benutzte diesen "Engel des Lichts", um mich von meinem Urquell-Gott abzuziehen.

Der Verfasser des "Hiobdramas" reißt Satan die Maske vom Gesicht. In genialischer Weise hat Goethe im Prolog im Himmel Luzifers Wesen und seine Rolle bei der Gestaltung des Schicksals der Menschheit und des Einzelmenschen gezeichnet, ihn, der "stets das Böse will" und doch das Gute schaffen muß, weil auch er nur ein Werkzeug des Höchsten ist. Ich hatte damals aber nur den Eindruck, daß ich in einem Glückstaumel versinke. Nach all der monatelangen Mißhelligkeit zu Hause diese Glückseligkeit!

Ich forderte sie zu einem Spaziergang auf. Sie war einverstanden. Unbemerkt verließen wir das Schulgebäude. Von einem mit hellen Wölkchen bedeckten Dezemberhimmel blickte eine schmale Mondsichel, die ein mattes Licht verbreitete. Schnee bedeckte die einsamen Straßen.

Ich hatte ihren Arm ergriffen und sprach von meiner Liebe zu ihr. Mit einer rührenden Gebärde bot sie mir den Mund zum Kusse. Doch in diesem Augenblick erwachte mein Gewissen und rief mich zur Besinnung. Wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, sagte ich leise: "Ich bin es nicht wert, Ihre Lippen zu berühren" und küßte sie zart auf die Wange.

Arm in Arm gingen wir auf den im fahlen Lichte schlummernden Friedhof und besprachen unsere Zukunft. Wir sahen unsere Liebe für unser gutes Recht an und gelobten uns, von allen sinnlichen Äußerungen unserer Gefühle abzusehen - eine Törrin und ein Tor, voll überirdischer Ideale, und doch! Dieses Gelübde haben wir ein halbes Jahr gehalten, bis wir stark genug waren, endgültig auseinanderzuziehen und eine rigorose Trennung uns vor allem Niedrigen, das wohl nicht ausgeblieben wäre, rettete.

Stolz wie ein Triumphator kehrte ich heim, denn ich kam mir sehr edel vor - ein Held, der sich selbst überwunden. Daß ich aber zu Hause eine schwangere Frau hatte und ich einem unschuldigen Wesen, leichtsinnig meine Liebe gestanden und in ihr Wünsche, die bis dahin geschlummert, wachgerufen hatte, die ich dazu nicht stillen durfte, daran dachte ich nicht. Was wäre geworden, wenn Gott nicht auf dem Plan gewesen wäre? Ich hielt mein Verhalten für fair und gentlemenlike, und es war unverantwortlich. -

In die trübe häusliche Atmosphäre brachte das Weihnachtsfest eine angenehme Entspannung. Beim Lichterglanz des Christbaumes verstummten alle Diesharmonien; für Wochen kehrte Frieden in unsere unruhigen Herzen ein.

Wir waren umgezogen und bewohnten jetzt am Ende der Pekrowskaja das große Haus des Juden Jagudin, das sieben geräumige Zimmer aufwies. Die boten jedem, obwohl wir zwei Pensionäre, Woldemar Müthel und Erich Stamm beherbergten, genügend Raum seinen Spezialliebhabeereien nachzugehen.

Hedda konnte ungestört spielen; sie störte wenig, weil sie ein ruhiges, wohlerzogenes Kind war.

Die Pensionäre hatten ihr Zimmer, ebenso die Mägde.

Meine Kusine Inna hatte nach der Abreise meiner Schwiegermutter einige Tage bei uns verlebt auf der Suche nach einer Stelle und eine solche bei dem reichen Gutsbesitzer und Brauereihinhaber Schawarda, einen Polen erhalten, so daß meine Frau in ihrer Person einen kleinen Ersatz - meine Kusine war sehr beschäftigt - für ihre verstorbene Freundin, Frau Saawinytsch, fand.

Außer Traumanns hatten wir noch die Bekanntschaft eines Landwirts namens Räästas gemacht, er ein

nicht die ein Triumphator hätte ich sein, denn ich  
 bin ein sehr edel von mir selbst, das mich selbst  
 bestimmt, und ich über zu einem ein unerschrocken  
 sein habe und ich einem unerschrocken sein, selbst  
 etwas mein nicht gestanden und in der Nacht,  
 die sie dahin geschlummert, nachgerufen habe,  
 die ich dazu nicht stillen durfte, denn hätte ich  
 nicht, was wäre geworden, wenn Gott nicht auf dem  
 sein gewesen wäre? Ich hielt mein Verhalten für leicht  
 und gentlemanlike, und es war unverschämlich. -

In die frühe hässliche Atmosphäre brachte das Licht  
 nachts eine angenehme Entspannung. Beim Lichter-  
 glanz des Christbaumes verstummten alle Beschwerden,  
 für Kochen kehrte Frieden in unsere unruhigen Herzen  
 ein.

Wir waren umgezogen und bewohnten jetzt am Ende  
 der Pekrowakaja das große Haus des Juden Jagodin,  
 das sieben geräumige Zimmer aufwies. Die boten jedem,  
 obwohl wir zwei Pensionäre, Woldemar Müthel und  
 Erich Stamm beherbergten, genügend Raum seinen  
 Spezialliebhabereien nachzugehen.

Hedda konnte ungestört spielen; sie störte wenig,  
 weil sie ein ruhiges, wohl erzogenes Kind war.

Die Pensionäre hatten ihr Zimmer, ebenso die Mägde.

Meine Kusine Inna hatte nach der Abreise meiner  
 Schwiegermutter einige Tage bei uns verlebt auf der  
 Suche nach einer Stelle und eine solche bei dem  
 reichen Gutsbesitzer und Brauereihinhaber Schawarda,  
 einen Polen erhalten, so daß meine Frau in ihrer  
 Person einen kleinen Ersatz - meine Kusine war sehr  
 beschäftigt - für ihre verstorbene Freundin, Frau  
 Ssawinytsch, fand.

Außer Traumanns hatten wir noch die Bekanntschaft  
 eines Landwirts namens Räkistas gemacht, er ein

Liebreizes. Mir schien es, daß sie 'der Inbegriff alles Guten und Reinen sei. Ein Gefühl warmer Verehrung erfüllte mein nach Liebe hungerndes Herz. Als ich sie nach Hause begleitete, lag ein milder Hauch in der Luft. Der Überaus lange und kalte Winter war gewichen; die Erde rüstete sich zum Empfang des Frühlings. Wir sprachen kein Wort. Als wir uns ohne jegliche Zärtlichkeitsäußerung trennten, sagte ich: "Es bleibt zwischen uns, wie es war und ist und sein wird". Sie drückte mir als Antwort stumm die Hand.

Einige Tage später, als meine Frau mir, wie es mir schien, ohne Anlaß ein schweres Unrecht antat und ihre innere Bitterkeit unmotiviert an mir ausließ, hatte ich die Brutalität, ihr zu sagen, daß ich sie nicht mehr liebe und eine andere im Herzen trage. Das sagte ich, der ich mich vor sieben Jahren meinen Erlöser gelobt, meiner schwangeren Frau. Es war die zweite große Gemeinheit meines Lebens.

Nach schlecht verlebten Tagen reisten wir zu Ostern nach Aronsburg. Unsere Miina blieb in Luki, um das Haus zu hüten und um mich nach meiner Rückkehr zu betreuen, da meine Frau, Hedda und Juuli in der Heimat blieben.

Meine Eltern hatten noch gealtert, besonderes mein Vater, der sich nach einer Frühjahrsgrippe nicht erholt hatte. In der Nacht vor meiner Abreise erkrankte er auf den Tod an einem Luftröhrenkrampf. Eine von Doktor Saß sofort ausgeführte Trachotomie rettete ihn für vierzehn Tage das Leben. Gott klopfte heftig bei mir an - mein Vater war mir, dem Dreißigjährigen, immer noch ein Idol.

Drei Tage vor diesem Anfall hatte mein Vater folgenden Traum gehabt.

Er kommt aus dem Krankenhaus. Es ist Mitternacht. Ein Sterbender hatte seiner Hilfe bedurft. Die Wohnungstür, die, wie er weiß, offen geblieben war, findet er zu seinem Erstaunen verschlossen. Aus dem Speisezimmer klingt das Geräusch einer nachvoll

für mein Leid. In feiner Art wies sie mich von der Erde zum Himmel, aus der Zeitlichkeit zur Ewigkeit, aus irdischer Gebundenheit und Enge in die Freiheit und Weite einer vollkommenen Welt. Wohl eine Woche trafen wir uns jeden Nachmittag und saßen irgendwo im Grünen am Stadtrande und benahmen uns wie zwei Menschen, die sich verstehen und die sich dabei in der Hand haben. Es schien mir, als ob ihre freundliche Gegenwart sogar die reizlose Umgebung Lukis in einen Frühlinggarten verwandle. Dann fand dieses unschuldige und kindische Verhältnis ein Ende, und das war gut.

Einige Tage vor meiner Abreise traf ich Frau Leitia auf der Straße. Sie hielt mich an und appellierte an meine Vernunft, mein Gewissen und meine baltische Ritterlichkeit. Bei ihr wohne ein junger Deutscher aus Perna, ein Herr Meißner, der in der Bank einen gut-bezahlten Posten bekleide. Er liebe ihre Tochter Schura, doch letztere fühle sich an mich gebunden, ich aber sei ein verheirateter Mann. Sie achte und bewundere die reinen Beziehungen, die zwischen ihrer Tochter und mir bestünden, aber dieselben seien sinn- und aussichtslos. Ich solle diesem idealistischen Verhältnis ein rasches Ende bereiten und dem Lebensglück ihres Kindes nicht im Wege stehen. Vor der nüchternen Realität ihres mütterlichen Wunsches und vom eigenen sittlichen Empfinden getrieben, mußte ich kapitulieren. Ich bat sie um Erlaubnis, mich von Schura verabschieden zu dürfen und versprach, sie fortan zu meiden. Unsere letzte Zusammenkunft war kurz. Ich teilte ihr mit, was ihre Mutter mir gesagt und was ich derselben versprochen. Ihre Augen wurden feucht aber sonst blieb sie völlig ruhig. Wir sahen uns lange an und reichten uns die Hände zum Abschied. Aus. Gott hatte uns vor allem Gemeinen und Unsauberen bewahrt.

Als ich semester müde und innerlich recht abgekämpft in Arensburg eintraf, wurde ich von meiner Frau

liebevoll empfangen, was mich tief ergriff, da mein Gewissen mich verurteilte.

Die Trennung hatte in ihr das Gefühl der Sehnsucht nach mir erweckt. Nun ich da war, freute sie sich des Zusammenseins. Die Geburt mußte in nächster Zeit erfolgen.

Meine Gegenwart war ihr daher sehr erwünscht, besonders tat ihr meine Ruhe wohl. Ich war in das Alter gekommen, wo die Vernunft die Vorherrschaft errungen hat, und hatte eine Reihe solcher Lebenserfahrungen hinter mir, die mir ein gleichmäßiges und stets wohlüberlegtes Handeln in den mannigfaltigsten Lebenslagen ermöglichten, mochte es in meiner Seele noch so sehr stürzen.

Wir bewohnten in diesem Sommer das Stadthaus meiner Schwiegereltern. Das Essen bezogen wir von einer der zahlreichen Sommerpensionen, so daß unsere Miina nicht zu kochen brauchte. Juuli, die seit ihrer Erkrankung an den schwarzen Pocken etwas hintersinnig geworden war, wollte nicht mehr nach Rußland zurück. Für sie mußten wir Ersatz suchen.

#### ↳ Friedliche Zeiten

Meine Mutter war nach dem Tode des Vaters noch mehr zusammengeschrumpft und noch hinfälliger geworden. Sie erhielt von der oeselschen Ritterschaft eine Jahrespension von zweihundert Rubeln und freie Wohnung mit Beheizung. Die sogenannte große Seite, die unseren Saal und ihr und mein früheres Schlafzimmer umfaßte, nebst Küche und Handkammer stand ihr zur Verfügung. Die alte Marie sorgte für ihr leibliches Wohl.

Außerdem nahm sich unsere Hofnachbarin Frau Tilk ihrer in nettester Weise an.

Mit ihrer Pension - 16 Rubel monatlich - kam sie natürlich nicht aus. Ich war in der Lage, ohne Opfer zu bringen, ihr Monatsgeld auf 30 Rubel zu erhöhen.

Jetzt trieb es mich eines Morgens in aller Frühe hin. Während in Ost und West wertvollstes Menschenblut die Erde tränkte, herrschte hier der köstlichste Friede. Die ersten keuchen Morgenstrahlen drangen behutsam durch die hohen Gipfel der alten Bäume, die unserem Friedhof eine weihevollte Würde verliehen. Ein sanfter kühler Wind weckte die sommerschweren Blätter aus ihrer Nachtruhe. Keine Vogelstimme beunruhigte um diese Jahreszeit die erhabene Ruhe derer, die ausgestritten und ausgelitten hatten. Aber ich fand hier, an der Stätte des Friedens, keine Ruhe und keinen Trost. Die Meinigen hätten sich wie ich, wenn sie noch unter den Lebenden gewelt hätten, jeder einzeln und für sich, auseinandersetzen müssen und denselben Kampf, der in mir stritt und an dem ich litt, durchstehen müssen. Wir waren deutsch, aber wir durften kein deutsches Herz haben und dementsprechend handeln.

So begann für mich die große Lüge meines Lebens, die erst 1939 ihr Ende finden sollte. Fünfundzwanzig Jahre habe ich widerwillig das russische und dann das estnische Joch getragen, das gekennzeichnet war durch slawische Machtgier und finno-ugrische Überheblichkeit. Was hatte ich, ein deutscher Mann, mit Russen und Esten gemeinsam? Politisch nichts und nochmals nichts!

Nach außen hin habe ich den braven Staatsbürger gemimt und durch dieses heuchlerische Theaterspielen schweren Schaden an der Seele genommen. Ich habe dann und wann das qualvolle Gefühl gehabt, daß Satan mir hohnlachend im Nacken sitzt und mir zuflüstert: "Eberhard Gundalin, Du bist eine gemeine Kreatur, die ihre Rolle gut macht. Die Matern, die Dich in meinem Reich erwarten, werden nicht schlimmer sein, als die Fegefeuerflammen, in denen Du eben brennst".

Solche Stimmen habe ich durch ernste Arbeit und bunte Zerstreuungen übertönen wollen und habe sie auch betäubt, aber immer wieder kamen Stunden und Tage, in denen

ertönten. Wie ein geölter Blitz war der Bartkratzer verschwunden, und ich saß hilflos auf dem Sessel und konnte im Spiegel mein halbrasiertes Antlitz bewundern.

Nach zehn Minuten kehrte er erschöpft zurück. Ein deutscher Flieger hatte drei Bomben abgeworfen: eine war nicht weit von der russischen Flugzeughalle, die andere beim Schloß und im Stadtpark explodiert (krepirt). Der Sachschaden war gleich Null. Dieses erzählend beendete er elegant seine Kasur und erzählte mir dabei die begonnene Geschichte, die ich lieber in Schweigen hüllen werde.

Dann suchten wir Vater Link auf. Der kräftige Mann war zum Greise gealtert, obwohl er erst fünfundsiechzig Jahre zählte. Er machte sich über seinen Zustand keine Illusionen; sprach viel vom Tode und beabsichtigte, seine irdischen Angelegenheiten nach bestem Wissen und Gewissen zu ordnen.

Wir wurden zum Mittagessen zu Wildenbergs aufgefordert. Mein Schwiegervater genoß fast nichts, obwohl die Speisen sehr sorgfältig zubereitet und wohlschmeckend waren. Dann begaben wir uns in unsere Wohnung und schliefen von zwei Uhr nachmittags bis zum nächsten Morgen neun, also rund neunzehn Stunden.

Die Schwiegermutter, die uns zum Abendbrot abholen wollte - wir hatten uns eingeschlossen - hatte vergeblich an die Haustür gepocht. Dafür waren wir aber auch wie neugeboren erwacht.

Das Testament meines Schwiegervaters rief bei uns gemischte Gefühle hervor, wurde aber natürlich ohne Einwendungen akzeptiert und respektiert. Die Schwiegermutter erhielt 8000 Rubel, Schwager Ernst als "Mitverdiener" East (171 Hektar groß) und 3500 Rubel, meine Frau das Stadthaus und 3500 Rubel. Außerdem gab es einige Zuwendungen für die Kirche, die Feuerwehr usw.

Onkel Theodor Link war während des Krieges gestorben.  
Seine ältesten Töchter, 15 und 14 Jahre alt,  
fehlte es nicht an Verehrern unter den Soldaten,  
wobei Tante Helene sich nicht wenig Sorgen machte.  
Bei Bißfeldts, Ungers und Behms ging es fröhlich her,  
aber echt deutschen Geist fand ich bei Tante Marie  
Gundalin und meiner Kusine Käthe Kotlesen, die das  
Mädchenlyceum besuchte und für ihr Alter nicht üble  
vaterländische Gedichte schrieb.  
Nicht im Geiste Bruno Steinbergs, eines Halbesten, der  
den Mantel nach dem Winde trug, und als Student der  
Germanistik - ich hatte ihm geraten, dieses  
Studium zu ergreifen - Reden über die alten Goten hielt:  
"Wir alten Goten", sondern im Geiste Walter Flex, der  
am 16. Oktober 1917 im Gutsgebäude Peudehof seinen  
im Kampf um Oesel erlittenen Wunden erlegen war und  
dessen Grab bis 1939 in unserer Pflege stand.

Auch in East, wo ein Reserveleutnant, ein Ostpreuße,  
ein gediegener älterer Herr, namens Hellwig, ein-  
quartiert war, herrschte ein anderer Geist als anno 1916.  
Seine Schwägerin Anna machte sich vorzüglich als  
Wirtin, und auch mein Schwager Ernst hatte sein  
würrisches Wesen abgelegt. Alle Verwandten freuten  
sich auf unsere Übersiedlung, die wir, sobald wie  
möglich, vollziehen sollten.

Ich hatte den Leiter des Knabengymnasiums und des  
Mädchenlyceums, Direktor Schumacher, aufgesucht und  
von ihm die feste Zusage erhalten, daß ich nach  
meinem Eintreffen sofort eine Anstellung für die  
Fächer Deutsch und Geschichte erhalten würde.  
Er machte auf mich einen sehr guten und zielbewußten  
Eindruck, und ich freute mich unter seiner Leitung  
die Schularbeit an deutschen Kindern eingeführt  
zu werden.  
Es schien sich alles gut anzulassen.

Bei allen gab es eine frohgemute Einquartierung.  
Aber echt deutschen Geist fand ich bei Tante Marie  
Mädchenlyceum besuchte und für ihr Alter nicht üble  
vaterländische Gedichte und Bruno Steinbergs, eines Halbesten, der  
nicht im Geiste Bruno Steinbergs, eines Halbesten, der  
den Mantel nach dem Winde trug, und als Student der  
Germanistik - ich hatte ihm geraten, dieses  
Studium zu ergreifen - Reden über die alten Goten hielt:  
"Wir alten Goten", sondern im Geiste Walter Flex, der  
am 16. Oktober 1917 im Gutsgebäude Peudehof seinen  
im Kampf um Oesel erlittenen Wunden erlegen war und  
dessen Grab bis 1939 in unserer Pflege stand.

Auch in East, wo ein Reserveleutnant, ein Ostpreuße,  
ein gediegener älterer Herr, namens Hellwig, ein-  
quartiert war, herrschte ein anderer Geist als anno 1916.  
Meine Schwägerin Anna machte sich vorzüglich als  
Märtin, und auch mein Schwager Ernst hatte sein  
herrisches Wesen abgelegt. Alle Verwandten freuten  
sich auf unsere Übersiedlung, die wir, sobald wie  
möglich, vollziehen sollten.

Ich hatte den Leiter des Knabengymnasiums und des  
Mädchenlyceums, Direktor Schumacher, aufgesucht und  
von ihm die feste Zusage erhalten, daß ich nach  
seinem Eintreffen sofort eine Anstellung für die  
Fächer Deutsch und Geschichte erhalten würde.

Er machte auf mich einen sehr guten und zielbewußten  
Eindruck, und ich freute mich unter seiner Leitung  
die Schularbeit an deutschen Kindern eingeführt  
zu werden.

Es schien sich alles gut anzulassen.

## Inhaltsangabe

Ein kurzes Wort zum neuen Anfang.

### VI. Der Direktor ( 1918-1939 )

1. Und neues Leben spriesst aus den Ruinen (1918-1923)
2. Der letzte dörptsche Urbursch ( 1923- 1937 )
3. Die Erfüllung ehrgeiziger Knabenträume (1937-1939)

### VII. Der Pensionär

1. Im deutschen Osten ( 1939 -1945 )
- 

2. Im Land der Schwaben ( 1945 - 1977 )

#### I. In Vaihingen/E (1945 - 1951)

a) Im Pfarrhause ( 1945- 1948 )

b) Im Dekanat ( 1948 - 1951 )

#### II. In Kleinglattbach ( 1951 - 1977 )

a) Im Bergmannschen Hause ( 1951 -1954 )

b) Im eigenen Hause ( 1954 - 19...?? )

-----

Kleinglattbach

14.5.54

Ein Zwischenwort

So weit war ich am 24. Mai 1954 gekommen. Und dann ?  
Ja, dann blieb dieser Anfang .... Anfang. Es ging plötzlich  
nicht weiter. Ich scheiterte an der Fortsetzung meiner  
Niederschrift bei dem Gedanken, dass ich über mein damaliges  
persönliches Leben nicht die volle Wahrheit schreiben  
wollte und konnte. Es war für mich die Zeit der " Irrungen  
und Wirrungen" gekommen, an die ich nur mit Beschämung  
zurückdenken konnte und über die ich den Schleier des  
Schweigens ausbreiten musste. Wer deckt wohl gern sein  
Irren auf. Aber ich scheiterte auch bei dem Gedanken,  
dass ich den Konflikt, der zwischen Roderich Greinert  
und Matthias Stackelberg um 1925 begann und schliesslich  
unsere kleine deutsche Gesellschaft in zwei feindliche  
Lager spaltete, nicht objektiv schildern könne. In  
diesem Kampf haben beide Seiten sich nicht mit Ruhm  
bedeckt. Nicht nur unsere Gegner, sondern auch wir ver-  
sagten. Hinzu kam die religiöse Spaltung: hie Landes-  
kirche, hie Freikirche. Und vorher noch die schmutzige  
Affaire - Boris Danko - Ludwig Baron Sass.

zum Entschluss

Aber trotzdem habe ich mich durchgerungen, / doch einiges  
festzuhalten, was von Interesse sein könnte.

Herbststerne blickten damals auf uns herab. Wintersturm  
brach über uns ein.

Mein Gedächtnis ist nur noch ein Sieb.

Doch die Zeit eilt. Ich werde demnächst vierundachtzig.  
Also versuchen wir's .

Kleinglattbach

22. Juni 1964

Mitte Februar kam es bei uns auf Oesel auf sozialer und nationaler Basis zu einem blutigen Aufstand. Hinzu kam noch elementare Raub- sucht - das urwüchsige Piratenblut der Insulaner brach nochmals bei den Nachkommen durch. Dreißig baltische Menschen wurden ermordet u.a. der damalige Landmarschall, Baron Buxhoeveden -Kuiwast, die Familie von Essen, die Familie Förster, Oskar Rahr und auch einige Esten.

Das nach dem Abzug der deutschen Truppen ins Leben gerufene Schutz- korps (kaitse liit) war schlecht ausgebildet und politisch nicht zuverlässig. meldeten sich die Beamtenschaft und die Schüler der oberen Klassen des estnischen Gymnasiums, die auch von deutschen Jungen, wie Adolf Greinert, Willy Heldt, Theodor Eberhard, Rolf Meder, Gerhard Bergmann u.s.w. besucht wurden. Es bildete sich eine Abteilung deutscher baltischer Studenten, zu denen auch Roderich Greinert und die Gebrüder Hahn gehörten. Einige Reiter unter Gustav Baron Wolcken- Kudjapäe - langjähriger Commodore unseres Yachtclubs - fehlten auch nicht. Unser Oberkommandierender war Bernhard (Berni) Johannson, bis 1917 Leutnant der Zarenarmee.

Wir wurden mit deutschen, französischen, russischen und japanischen Gewehren bewaffnet. Wo sie herstammten, wusste niemand von uns.

Der Aufstand war, wie schon erwähnt, Mitte Februar 1919 an einem Sonntag ausgebrochen. war eine Abteilung Schüler des estnischen Gymnasiums abkommandiert, die am Montag dort tapfer und erfolgreich gekämpft und Gefangene gemacht hatte. In diesem Gefecht war Theodor Eberhard gefallen und Hans Baron Wolcken gefangen ge- nommen, der aber bald flüchten konnte. Trotz dieses Erfolges musste sich diese Truppe, c. 20 Mann stark, vor einer mehrfachen Übermacht langsam zurückziehen und gelangte am Dienstag Abend in Arensburg an. Wir Beamten standen zuerst am Friedhofschlagbaum. Dort wurden wir vom Schutzkorps abgelöst und bezogen die Kellamägifront bei der Langen Brücke.

Unter der Leitung eines estnischen Leutnants, namens Wäli, unter- nahmen wir Beamte und die Schüler des estnischen Gymnasiums am Mittwoch, ungefähr 60 Mann stark, einen Frontalangriff über fla- ches Feld, völlig ungeschützt auf eine gedeckt stehende rote Bande in Kellamägi. Es war ein Dummejungenstreich. Der Leutnant wurde zum Glück bald am Fuss verwundet, mit ihm noch einige andere und wir sahen uns genötigt, einen fluchtartigen Rückzug anzutreten. Kurz vor der Stadt stolperte ich über einen Strassenrandstein und

Romaaruchen Halbin-el, einer grassarmen Öden Felde, eingescharrt. Der Aufstand war durch energische Massnahmen von Reval her erstickt und niedergeschlagen worden.

Am Montag öffnete unsere Schule wieder ihre Tore.

Wir brachten das erste Halbjahr irgendwie zu Ende und eröffneten im Herbst die Untersecunda ( 6. Oberschulklasse ).

In unsere ersten Ferien fiel wie ein Wermutstropfen der Tod meiner Schwiegermutter .

Mit dem Zusammenbruch der überlieferten Lebensformen hatte ihr Dasein eine tiefe Erschütterung erlitten. Sie konnte sich in die neuen Verhältnisse nicht hineingewöhnen. Ihr russisches Geld war entwertet, so dass sie auf die Hilfe ihres Sohnes Ernst, mit dem sie sich nicht gut verstand, angewiesen war. Auch wir konnten ihr nur wenig bieten, da die ersten sieben Jahre ( 1918 - 1925 ) in der alten Heimat magere Jahre waren, in denen wir aus der Hand in den Mund lebten. So mancher Silberlöffel und so manches Schmuckstück musste veräussert werden, um das Leben fristen zu können.

Zu Beginn der Ferien war meine Frau mit den Kindern für zwei Wochen nach East gefahren, während meine Schwiegermutter, mit der ich mich gut verstand, und ich in der Stadt blieben. Wir versuchten aus dem Garten, der verhältnismässig gross war und fruchtbare Erde aufwies, herauszuholen, was herauszuholen war. Beim Jäten, das wir täglich betrieben, hatte sie sich - der Boden war nach einem heftigen Regen sehr feucht und der Wind unangenehm harsch - stark erkältet. Sie begann stark zu frieren. Ich pflegte sie, so gut ich es verstand, und holte am zweiten Tage den Arzt. Der stellte eine doppelseitige Lungenentzündung fest und bezeichnete ihren Zustand als ernst. Schwer fiel dabei ins Gewicht, dass ihr Lebenswille völlig gebrochen war. Als meine Frau mit den Kindern heimkehrte, war sie schon recht apathisch. Mit letzter Kraft machte sie noch ein notarielles Testament, in dem sie den ihr gehörenden Bauernhof Tohvri ihrem Sohn Ernst, meiner Frau und ihren vier Enkelkindern - Hedda, Sigurd, Helga und Wolf - zu gleichen Teilen vermachte, also jedem ein Sechstel. Als mein Sohn Sigurd, obwohl als Elektriker ausgebildet, Landwirt wurde, verzichteten die übrigen Erben auf ihre Anteile, so dass er der alleinige Besitzer wurde.

Am Abend vor ihrem letzten Lebenstage sass ich an ihrem Bett.

Sie atmete mühsam und schien in einem dumpfen Schlaf zu liegen. Plötzlich sagte sie laut und vernehmlich: "Weisst Du Ebo, ich hätte nicht gedacht, dass das Sterben so schwer ist." Das waren ihre letzten Worte. Am nächsten Tage verlieschte sie wie eine ausgebrannte Kerze. Ihr Tod war für mich ein schwerer Verlust, denn ich verlor mit ihr einen Menschen, der mich verstand und mich richtig beurteilte, ohne mich zu verurteilen. Ich habe sie sehr gern gehabt. Sie starb verhältnismässig jung mit einundsechzig Jahren.

Ehre ihrem Andenken ! Friede ihrer Seele !

Ganz anderer Art waren die Schwierigkeiten und Sorgen, ~~die~~ uns die Wahlen zur ersten Stadtverordnetenversammlung brachten. Wir hatten keinen Mangel an stimmberechtigten Wählern aber wenig Kandidaten, die den Mut hatten, sich öffentlich zu ihrem Volkstum zu bekennen und sich von einer deutschen Partei ( ~~saksa~~ erakond) aufstellen zu lassen. Ich will hier nicht die Namen derer nennen, bei denen ich vorsprach, um sie aufzufordern, sich in die Liste unserer Wahlkandidaten eintragen zu lassen und die aus jämmerlicher Kadaverfurcht vor den Esten mir eine Absage erteilten. Nennen will ich aber die furchtlosen deutschen Frauen, die für unsere verantwortungsvolle Sache mutig eintraten - Fräulein Malvine ( Kally) von Sengbusch und Fräulein Ellinor ( Lolo) Greinert, die auch beide gewählt wurden.

Wir errangen bei diesen Wahlen - sie waren geeinigt - einen grossen Erfolg: als stärkste Partei zogen wir mit 10 Abgeordneten ins Rathaus ein. Unser Sprecher war Richard Markus, der das Estnische gut beherrschte. Mit acht Mandaten folgten uns die Sozialdemokraten (Sozis) unter ihrem Führer Landrat ( maakonna esimees ) Mihkel Nepe. Soviel wie ich mich erinnern kann, hatte die Volkspartei (rahva erakond) sieben Vertreter, die Christlichen(kristlik erakond) fünf und eine unwichtige Splittergruppe zwei. Da es im ganzen zweiunddreissig Abgeordnete gab, hatten wir, wenn wir mit den Sozis gingen die absolute Mehrheit. In der Tat sind wir auch einige Mal mit den "Roten" - sie waren ungefährlich - gegangen, und sie wiederum mit uns, wenn wir uns gegenseitig brauchten.

Aus dem Schulkaratorium schied 1919/20 Baron Freytagh-Loringhoven aus, der nach Deutschland übersiedelte zu seinem Sohn Axel, Professor der Nationalökonomie. Auch Oberpastor Blossfeld verliess uns und ging ins Vaterland. Für ihn sprang dankenswerter Weise Propst Greinert ein. Präses des Schulkaratoriums wurde Konstantin

jährigen Vereins "Bürgermasse" von 1906 - 1914 die Deutsche  
Vereinschule. Dann ging es, um es vor dem Zugriff der tollwütigen  
russischen Regierung zu bewahren in den nominellen Besitz Baron  
K. Buxhoevedens über, der es auf den Namen des "Deutschen Eltern-  
vereins" (Schulhilfe) übertragen liess. Oder trat ich als fiktivi-  
ver Käufer auf? Jedenfalls war ich bei der Überschreibung zugegen.  
Als wir den Umzug bewerkstelligt hatten, war ich erledigt nicht nur  
durch die intensive Arbeit, die ich hatte leisten müssen, sondern  
noch vielmehr infolge eines Tiefstandes meiner seelischen Verfassung  
in die ich ohne richtige Widerstandskraft zu zeigen, hineingeraten  
war. Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, mein Privatleben und  
des meiner Familie in allen Intimitäten zu zeigen. Aber letzteres  
lässt sich von meiner öffentlichen Tätigkeit, leider, nicht los-  
lösen. Eine selbstverständliche Wechselwirkung ist natürlicher Weise  
vorhanden (siehe Seite 131) *важнѣе*. Meine Ehe, die auf guter  
bürgerlicher und materieller Grundlage geschlossen und nicht zu ei-  
nem richtigen gegenseitigen Verständnis geführt hatte, weil wir zu  
verschiedenartige Naturen waren, stand jetzt nach dem grossen sozia-  
len Umbruch und unserer sehr miesen materiellen Position auf schwach-  
em zerbröckeltem Fundament. Für meine schlecht bezahlte Arbeit an  
der Schule zum Nutzen unseres Volkstums hatte meine Frau wenig Ver-  
ständnis. Die estnischen Mägde, die eine nach der anderen uns ver-  
liessen oder denen wir ihrer Schlampigkeit wegen kündigen mussten  
- eine war sogar syphilitisch - trugen auch nicht dazu bei, die  
Gemütsstimmung meiner Frau zu heben. Eine wirkliche Wohltat war die  
sogenannte amerikanische Hilfe, ins Leben gerufen von pennsilvani-  
schen Quäkern, die uns und unsere Schule mit Lebensmitteln und Gross-  
und Kleinteile mit Bekleidung und Schuhzeug versorgten. Das warme und  
reichliche Frühstück in der Schule, das Fräulein Mally von Sengbusch  
und ihre Schwester die Baronin Julie von Buxhoeveden schmackhaft zu-  
bereiteten, war für unsere Kinder von grosser Wichtigkeit.

Auch unsere Kusinen Ilse Link und Elmi Keek, die eine Zeitlang eine  
nach der anderen meiner Frau im Haushalt halfen, nahmen nach kurzer  
Zeit vorteilhaftere Stellen an. Von längerer Dauer war die Tätigkeit  
von Frau von Poljakoff und Lully Carstens, unserer Abiturientin,  
Coetus 1929. Meine Frau hatte es, wie dem auch sei, seit 1918 nicht  
leicht gehabt infolge der stark veränderten Zeitläufte und meiner  
Leichtfertigkeit. Eine Aussprache mit meiner Frau klärte unser Ver-  
hältnis und machte das Zusammenleben wieder erträglich.

Um mein inneres Gleichgewicht von neuem herzustellen ging ich für  
den Sommer 1921 nach Järweskya zu Frau von Tettenborn, wo ich Ruhe

in unserer Inselheimat ein goldener Bach herab zu fließen, denn ein solches  
 sein Name und der des Landesschullehrers von Krasnowar in demselben an  
 erster Stelle stehen. Dass seine vielseitige Tätigkeit an unserer  
 Schule ehrenamtlich war, brauche ich wohl nicht mehr zu erwähnen.  
 Doch nun galt es, an seiner Stelle für unser Schulkuratorium einen  
 neuen Präses zu finden, der unsere Interessen auch in Kaval würdig  
 und dazu erfolgreich vertreten könnte. Ich hatte infolge meines Stu-  
 diums in St. Petersburg mit den herrschenden Kreisen der Heimat noch  
 keine rechte Fühlung genommen, auch hatte ich keiner Korporation an-  
 gehört. In der russischen Residenz gab es nur die "Sevnia", mit  
 der ich, obwohl mein Freund Willy Grubner Farbenträger derselben  
 war, kaum Berührungspunkte gehabt hatte. Es suchte aber ein Mann sein  
 der Einfluss besaß. Nun hatte Baron Stackelberg dank seiner Bezie-  
 hungen - er war Estonenphilister - für uns einige, wenn auch nicht  
 grosse, Mittel flüssig machen können. Eine Elternversammlung, die auf  
 seinen Vorschlag ihn zum Vorsitzenden wählte, hatte er vorzüglich  
 geleitet - eine Gabe, die mir abging, so dass mir der Gedanke kam,  
 ihn auf den vakant gewordenen höchsten Posten in unserem Kuratorium  
 als einzigen Kandidaten aufzustellen und von einer Elternversam-  
 lung, die, was ich wollte, tat, wählen zu lassen. Mitte ich damals  
 an mein lateinisches Lieblingspruchwort gedacht: "Quidquid agis,  
 prudenter agas et respice fines" hätte ich diesen übereilten Schritt  
 unterlassen. Aber getan, war getan. Infolge dieser Wahl geriet unsere  
 verarmte und entmachtete örtliche deutsche Gesellschaft einige Jahre  
 später in einen Bruderzwist, der Unfrieden in Häuser und Familien  
 brachte.

Ich musste mich aber auch nach einem Nachfolger für mein dornenreiches  
 Amt umsehen, denn ich war fest entschlossen, meinen Direktorposten  
 zu räumen. Weder hatte ich den Schock, den ich infolge des Zusammen-  
 bruchs meiner Existenz in Russland erlitten, noch mein dummejunger-  
 haftes Privatleben mit seinen tristen Folgen für andere und mich  
 überwunden. An meine Stelle musste eine junge energische Kraft  
 treten, die ungebrochen und unbelastet von Irrungen und Wirrungen  
 war und sie fand sich.

Zu der Zeit hatte Koderich (Rodi) Greinert, der Älteste Sohn Propst  
 Greinerts, seinen Kandidaten der Theologie in Berlin gemacht und im  
 dortigen bekannten Domkandidatenstift eine vielseitige Ausbildung  
 als Kanzelredner und Religionslehrer erhalten. Propst Greinert war  
 1920 nach Deutschland gegangen, wo er bald darauf starb. Die Arens-  
 burger Gemeinde hatte unterdessen Pastor Nicolai Bauerle zu ihrem  
 Seelenhirten gewählt. Die Stelle des üblichen Adjunkten (Pfarrkandi-  
 daten) war offen. Für ihre Besetzung kam ein Sohn unserer Insel-

heimat wohl in erster Linie in Betracht und das war R. Greinert und was lag wohl näher, dass/früher oder später den vakanten Direktorenposten an der Schule erhielt.

Hinau kam noch folgendes. Unsere St. Laurentiuskirche wurde im Sommer 1922 einer gründlichen Renovierung unterzogen, so dass die Gottesdienste in der Schlosskapelle stattfanden. Es gab dabei anfänglich einige Schwierigkeiten mit dem estnischen Teil der Gemeinde. Kurz entschlossen stellte ich daher unseren Schulsaal zu diesem Zweck zur Verfügung und Mitte Juni - das genaue Datum ist mir entfallen - predigte allhier Roderich Greinert. Er war ein Meister des Wortes. Was er sagte, fasste auf dem Grunde der Schrift und war klar und haarscharf formuliert. Stark beeindruckt kam ich nach Hause. Ich hatte meinen Nachfolger gefunden.

Auch Stackelberg - einem ausgesprochenen Atheisten - hatte er gefallen. Auf der nächsten Kuratoriumssitzung wurde er zum Inspektor und zu meinem Stellvertreter gewählt.

Die Prima 1922/23 bestand aus dreizehn Zöglingen: einer Jungfrau, Ursula Baroness Buxhoeveden und zwölf hoffnungsvollen Jünglingen: Heins Bauerle, Alfred Bergmann, Samuel Eberhard, Oskar Eichfuss, Richard Eichfuss, Magnus v. Harten, Edgar Johansson, Herbert Kesküll Bruno Rahr, Hans Baron Stackelberg, Eberhard Baron Toll und Eduard Baron Toll.

Hatte mich schon mit unserem zweiten Coetus: Marie v. Aderkas, Gitti Carstens, Frieda Eberhard, Helene v. Goldenstube, Magda Krause, Max v. Dittmar, Edgar (Etta) Meywald und Rudolf (Rudi) Woermann viel verbunden, so stand doch diese dritte Prima meinem Herzen besonders nahe. Es waren alle mit Ausnahme von Richard Eichfuss recht begabte Schüler, er dafür aber eine Seele von Mensch. Samuel Eberhard und Bruno Rahr zeichneten sich durch eine besonders hohe Intelligenz aus. Diese Jungen hatten ein grosses Verständnis für die geschichtliche Situation, in der sich unser baltisches Deutschtum nach dem Ersten Weltkrieg befand. Die Umwertung und Neubewertung alter Traditionsvorstellungen verband sich bei ihnen mit einem offenen Wirklichkeits-sinn. Körperliche Arbeit galt nicht mehr für eine Schande. Vieles, was früher ausschliesslich die estnischen Dienstboten getan hatten, machten jetzt die einstigen Herren. Wir wurden primitiver und damit natürlicher. Was wir an äusseren Werten verloren hatten, gewannen wir an inneren. Ohne Chauvinismus wehrten wir uns gegen das herrschende Estenvolk. Und zu meiner Freude konnte ich feststellen, dass wirklich gebildete Esten für uns und unser Volkstum Verständnis aufbrachten. Doch von diesen Zuständen wird noch die Rede sein.

Ein Schulmann, und besonders einer in leitender Stellung, muss ein ausgeglichenes Seelenleben bei der Ausübung seines schweren Berufes sein eigen nennen. Und das besass ich damals nicht. Meine Liebe - bei diesem Wort stocke ich - denn war das wirklich Liebe, was ich für die fünfzehnjährige Kusine meiner Frau empfand. Damals war ich überzeugt davon, dass das Gefühl, das ich für sie hegte, diese Bezeichnung voll und ganz verdiente. Heute kann ich mein Verhalten und Tun nur als Flucht aus einer unbefriedigenden Ehe bezeichnen. Meine Frau hat für mein Innenleben, besonders für meine dichterischen Bestrebungen, nie das geringste Verständnis gezeigt. Auch mein letzter Prosaversuch "Der siebenarmige Leuchter", den sie als erste gelesen hat, ist, ohne auf sie den geringsten Eindruck zu machen, von ihr totgeschwiegen worden. Die kleine Kusine aber hatte ein warmes anschmiegendes Wesen und gab mir das, was ich brauchte: Verstehen und frauliche Zärtlichkeit. Dass es zwischen uns zu keinen geschlechtlichen Beziehungen gekommen ist, war die bewahrende Gnade Gottes. Jedoch die Tatsache der seelischen Verführung bleibt, und sie ist wohl schlimmer als die körperliche für ein Mädchen dieses Alters. Sie diente zur Vorbereitung ihrer zwei verfehlten Ehen, die Triebe waren geweckt, sie wollten befriedigt werden. Doch sie hat alles überwunden. Heute muss sie eine Frau von sechzig Jahren sein. Ihre Tochter aus erster Ehe ist nun schon Frau und Mutter und ihr Sohn aus der zweiten Ehe - beide Ehen sind geschieden worden - soll ihr Freude bereiten. Doch Genaueres über ihr Schicksal weiss ich nicht. Ich aber befand mich damals vor reichlich vierzig Jahren in schweren Irrungen und Wirrungen, aus denen sie dichterische Frucht, "Die Kreuzeslieder" geboren wurden, von denen ich einige, die noch in meiner Seele nachhallen, hier niederschreibe. Nachdichtungen? Keine Originale? Nicht diese Frage ist entscheidend, denn sie genügen, um meine innere Zerrissenheit zu dokumentieren, die mich nötigte, mein heiss erkämpftes Amt niederzulegen.

Ich bin Lehrer geblieben. Der Wirkungskreis und die Verantwortlichkeit eines solchen waren geringer und enger umgrenzt. Und allmählich fand ich mich zurecht. Am liebsten wäre ich aber damals ein braver Ackersmann geworden, der mit Pflug und Sense seinen Lebensunterhalt verdient oder ein biederer Handwerker, der mit geschulten Händen für sich und die Seinen das tägliche Brot erwirbt. Doch am liebsten hätte ich mir den Lorbeerkranz eines gekrönten Dichters aufs Haupt gesetzt, von dem ich seit Kindertagen träumte und noch immer - so lächerlich es klingen mag - träume. Wie gern wäre ich ein erfolgreicher Dichter geworden!

Die Kreuzeelieder ( 1920-21)

Der tiefste Traum, das  
trennende Etwas.

Du sagtest mir - ich glaubt es gern -  
" Ich will Dein eigen sein".  
Doch den schönsten Traum, den tiefsten Traum,  
Den träumt man allein.

"Mit jedem Blick, mit jedem Hauch  
Bin ich für ewig Dein".  
Doch den schönsten Traum, den tiefsten Traum  
Den träumt man allein.

Ein Trennendes bleibt, ein Etwas birgt  
In sich stets Sprechende Pein.  
Meinen schönsten Traum, meinen tiefsten Traum,  
Den träum' ich allein.

Galgenholz.

Wir tragen beide dasselbe Kreuz,  
Das Kreuz der Entsagung.  
Schwereres Leid gibt's im Leben nicht,  
Als restlos entsagen.

Nun geht Dein Weg in die Dunkelheit.  
Und meiner ? Ich weiss nicht wohin.  
Ich weiss nur eines: Wir sind bereit,  
Das Galgenholz zu tragen.

Wüstensand.

Durch glühenden Sand mit versengtem Fuss  
Schreit ich ins Ungewisse,  
Vor mir nur Wüste und hinter mir auch ....  
Doch nein ! Ganz fern aus verklungener Zeit  
Sendet ein Dattelhain Grüsse.  
Hier schritten wir einst unter lindem Hauch  
In unvergessbaren Stunden.  
Du wanderst wie ich verlassen, allein -  
Und es bluten die nie, die nie vernarbenden Wunden.

Verzweiflung.

Der Sturm zerschlug das Boot,  
In dem wir tro'zig sassen;  
Mit abgewetzten Schuhen  
Zieh'n wir durch staub'ge Strassen.

Kein Mantel deckt das Blut  
Der nicht geheilten Wunden.  
Sind Monde schon dahin !  
Sind es nur wen'ge Stunden ?

Das Zeitsmass uns entschwand,  
Dampf schreiten wir durchs Leben.  
In Ewigkeit verdammt ?  
Gibt es denn kein Vergeben ?

Vom Himmel strahlt kein Stern,  
Nur harte dunkle Mächte;  
Auch hellste Sonne bannt  
Nicht diese finstren Mächte.

O Vaterherz, vergib  
Dem irren schwachen Kinde!  
Das Blut von Golgatha  
Bedeck auch unsere Sünde !

### Fegefeuer - Vergebung.

Wir gingen im Fegefeuer  
Von bitterer Reue geplagt.  
Uns schien des Himmels Vergebung  
Für immer und ewig versagt.

Gott weiss, was all die Jahre  
An unseren Herzen genagt...  
Es gibt eine göttliche Gnade,  
Dem Reuigen zugesagt.

Auf Erden ein Fegefeuer,  
In Eden selige Ruh !  
Vergebung brauchen wir beide  
Brauch' ich und brauchst auch Du.

### Heilig.

Wenn die Triebe still verstummen,  
Wenn das Ich entsagend schweigt...  
Heilig ist die Liebe immer,  
Wenn sich Herz zum Herzen neigt.

Sei bei mir in letzter Stunde,  
Küsse den erblassten Mund!  
Dich hab ich geliebt aus tiefstem,  
allertiefsten Herzensgrund.

Und damit verklingt die erste Periode meiner Direktoren-  
tätigkeit. Kein Ruhmesblatt.

## 2. Der letzte dürftige Urbursch.

Nun unterfange ich mich, die aussergewöhnliche Tätigkeit eines aussergewöhnlichen Mannes zu schildern, den sein Geschick auf einen Posten mit einem, leider, nur kleinen Wirkungskreis gesetzt hatte. Ein begabter willensstarker Mensch musste sich inmitten aufbauender Arbeit kleinlicher Angriffe von Feinden erwehren - ich sage Feinde nicht Gegner - kleinlicher Angriffe von ausgelauchten Epigonen, die selbst ihr Können verloren hatten und die denjenigen, die konnten und willig waren, Neues zu gestalten bei Bewahrung des guten traditionellen Alten, Steine auf den Weg warfen.

Wie war nun der Charakter des Mannes, dessen Lebensarbeit ich hier schildern will, beschaffen, dessen fast fünfzehnjährige Tätigkeit (Sept. 1922 - Juni 1937) ich ja nicht nur zu beobachten die Möglichkeit hatte, sondern mit dem ich, auch wenn ich seinem oft für mich zu hohen Geistesflug nicht völlig folgen konnte, Schulter an Schulter um die Erhaltung unserer Geistesart gekämpft habe. Wir waren die letzten Kämpfer auf verlorenem Felde, ohne zu wissen, dass das Ende so nahe war.

Seiner Geburt nach war Roderich Greinert Deutschbalte mit leichtem polnischen Einschlag. Rektor Glimm in Bromberg versicherte mir mehr als einmal, dass die Nachkommen aus deutsch-polnischen Ehen zumeist sehr tüchtige und im Verkehr umgängliche Menschen seien - zur deutschen Gründlichkeit käme die Schmiegsamkeit und Lebhaftigkeit des polnischen Elementes als bereicherndes Gut hinzu. Ich habe die Wahrheit dieser Behauptung nicht nachrufen können. Aber wenn ich heute an Roderich und seine Tätigkeit zurückdenke, so könnte sein Charakter von dieser Erbmasse geformt gewesen sein. Neben kerndeutschen Zügen, einer mitunter ins Auge fallender Ordnungsliebe und ungewöhnlicher Arbeitskraft, haftete ihm mitunter eine gewisse Leichtfertigkeit - kein Leichtsinne - im Denken und Handeln an. Aber wir tragen wohl alle zwei Seelen in unserer Brust, die eine bestimmt zum Höhenflug in die Ewigkeit, die andere zum schöpferischen Schaffen auf dieser armen und doch so reichen Erde. Ewige Disharmonie! Glückliche Menschen, die ausgeglichene Wanderer zwischen diesen zwei Welten, zwischen Himmel und Erde, sind. Wie schön charakterisiert sein eigenes Wesen und Tun Konrad Ferdinand Meyer:

" Ich bin kein ausgeklügeltes Buch,  
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch."

Nur waren diese Gegensätze bei R. Greinert häufig sehr ausgeprägt und schwer vereinbar.

Unter welchen Beeinflussungen hat Roderich Greinert charakterliche und geistige Entwicklung gestanden, ehe er sein dornenvolles Amt an unserer Schule übernahm? Da wäre an erster Stelle der Geist seines Elternhauses zu nennen. Es war eine wohlthuende Atmosphäre, die das Pastorat Anseküll ausstrahlte. Es war nichts Pietistisches, nichts religiös Überhepantes, <sup>ein</sup> christlich warmer Hauch, der von Pastor Friedrich Adolf Greinert und seiner Gattin Valerie, geb. von Semaschko, ausging. Schlichte Frömmigkeit und verantwortungsvoller Ernst, verbunden mit natürlichem Frohsinn, kennzeichnete den Tageslauf dieses typisch baltischen Pastorenhauses.

Pastor Greinert hielt gute Nachbarschaft mit seinem nachherigen Schwiegervater Ernst Link. Welcherlei Sorgen ihn auch bedrückten, er kam hinüber nach East und beriet sich mit seinem lebensächtigen Nachbar, wie man in diesem und jenem Fall handeln sollte. Hauptsächlich waren es wirtschaftliche Fragen, die sie beschäftigten, Ackerbestellung und Viehzucht.

Das Pfarrhaus war ein Haus reich an deutschem Kulturgut in Musik und Literatur. Man hatte in dieser Familie offenen Sinn für das Schöne. Besonders intensiv habe ich die Pastorin erlebt und schätzen gelernt, als sie im Kleinglattbacher Pfarrhaus mit ihren Töchtern Magdy und Lolo eine Reihe von Jahren verlebte. Eine Frau von grosser Herzensgüte, die besonders meines Sohnes Sigurds jüngster Tochter, Heidemarie, zugute gekommen ist. Als sie kurz vor ihrem 95. Geburtstage in Heidelberg, wo sie ihre letzten Lebensjahre verbrachte, für immer die Augen schloss, war eine zentrale Persönlichkeit aus unserem Leben genommen.

An zweiter Stelle möchte ich den religiösen Einfluss nennen, den der Domkandidatenstift in Berlin, auf ihn ausgeübt hat. Die Ausbildung, die Roderich dort als Kanzelredner und Religionslehrer erhalten hat war in meinen Augen vorbildlich. Das bewies er als Lehrer an unserer Schule und als Prediger auf der Kanzel unserer Arensburger St. Laurentiuskirche. Seinem Unterricht lag alles Tote fern, er lehrte weniger, er entwickelte. Er förderte die Selbständigkeit der Schüler bei der Bearbeitung des Lehrstoffes, er zwang sie zur geistigen Mitarbeit, er interessierte sie und erwärmete sie in einem solchen Masse, dass er auch bei den Minderbegabten das von ihm sorgsam gesetzte Ziel erreichte. Für meine Methode des Vortragens, wie sie in den russischen Universitäten gehandhabt wurde, hatte er nicht viel übrig.

dass sein Vorsagen und seine Hilfslosigkeit mich mit Genugtuung erfüllten. Ich hatte den "Ehrenmann" nicht vergessen. Die Sitzung schloss mit einem flüchtigen Blick auf den Direktor Grossets (Fellin) und seinen aufmunternden Vortrag: "Auf zum Schwarzahaupt", denen Dir. Freymann (Ferna) Sillsark (Elisenschule) und Winkler (Domschule) freudig Folge leisteten. Mich aber ergriff ein trotteliges Gefühl. Waren das unsere besten Männer? Waren sie Vorbilder für unsere heranwachsende Jugend? Sie waren alle Akademiker mit einem beachtenswerten Wissen, in dieser Hinsicht Heldt überlegen. Aber seine unbestechliche Moral, sein schlichtes Christentum, sein vorbildliches Familienleben und sein Organisationstalent - all dem hätten diese Herren nur ihre wohl grosse Bildung aber nur sittliche Minderwertigkeit entgegenzustellen. Degeneration und was für eine! Gehörte ich auch zu denen?

Drei Monate später war Heldt deutscher Schulrat, der beste seit 1925.

Ehe ich das Jahr 1938 abschliesse, an das ich mich noch heute gerne erinnere, da es in ein frohes Dunkel gehüllt ist, in einem sanften Schleier, den die alte Heimat wie eine zärtliche Mutter um mich geschlungen hat, möchte ich noch der kleinen kameradschaftlichen Zusammenkünfte gedenken, die Sommer für Sommer meinem idyllischen Leben Entspannung aber zugleich auch Würze und Freude verliehen. Meist waren es Treffen von ehemaligen Schülern und nachherigen Kollegen. In besonders klarer Erinnerung ist für mich ein Abend geblieben, den ich ohne jegliche weibliche Hilfe, meine Frau war in Riga zu Besuch bei den Tanten, gestaltete. Wir bildeten ein frohes Quartett: Willy Heldt, Kurt Stange, Bruno Raht und ich. Ort der festlichen Tagung unsere geräumige aber sehr verwohnte Küche. Speisekarte - Rosol, den ich selbst geschnitten hatte, aus den Erzeugnissen unseres Gartens, Tomaten, Gurken, Baeiten, Kartoffeln dazu gehackte Zwiebeln, ein feines durch den Wolf gelassenen Hering und einiger Suppenfleischrestern, Pfeffer und Weissessig. Zweitens mit Käse und Butter belegte Brote, Bier und Schnaps. Obwohl alles reichlich vorhanden war, blieb kein Krümchen nach. Es gab einen reichen Gedankenaustausch, verbunden mit wohlvollendem Klatsch und sehr mässigen Alkoholenuss - Alkohol nicht als Rausch - sondern als Anregungsmittel.

Mit etwas mehr aufwendungen waren Abende verbunden, bei denen die wirtschaftliche Ausrichtung in den Händen meiner Tochter Helga lag, die es verstand, die lebenswürdige und unterhaltsame Wirtin zu spielen. Ungezwungen, ungenötigt und mitunter auch gaistroich verließ unsere Unterhaltung. An diesen Zusammenkünften nahm auch Mag. Joh. Sawik teil. Immer nahmen sie einen harmonischen Verlauf, immer war der Alkohol nur eine würzende Beigabe.

Am 21 Juni marschierten wir in Russland ein und machten trotz grosser militärischer Erfolge einen politischen Fehler nach dem anderen.

Loewisens waren kaum fortgezogen, als wir neue Einwohner bekamen, erst Unteroffizier Hasse, ein sehr sympathischer Danziger und dann Vetter Woldemar Hasse, ein sehr sympathischer Danziger Polin halb Russin. Ich habe es nie verstehen können, wie ein so gebildeter Mensch nach einer Frau wie Wilma, geb. Bruhne, eine so dieses Weib heimführen konnte. Das Positive an ihr waren ihre sehr groben körperlichen Reize, das Negative - ihre unglaubliche Unwissenheit und ein geistiger Horizont, der in Schlafzimmern und in der Küche der Nachbarin endete. Aber ich musste an Goethe und Christiane Vulpius denken. Wenn dieser überragende Geist sich mit einer Vulpius als Lebensgefährtin begnügte, genügte wohl Vetter Woldemar eine Franziska, von der er allerdings einmal in meiner Gegenwart zurief: "Dein Verstand steckt im Arsch". Der rein tierische Magnetismus kann Verbindungen herstellen, über die man wie vor einem Rätsel steht.

Also wir marschierten in Russland hinein, wir siegten und nahmen eine russische Armee nach der anderen gefangen. Die Russen kämpften, ohne jegliche Begeisterung. Im Juli ging die Leibstandarte an die Front, mit ihr auch Sigurd und Erni. Sehr bald erhielten wir die Nachricht, dass Sigurd leicht verwundet sei - es erwies sich aber nachher als eine heimtückische Granatsplitterverwundung.

Am 10 August wurde Uta in Thorn geboren. Grosse Freude bei Bergmanns und uns.

Und am 15 August fiel unser Erni in der Ukraine.

Die Nachricht von seinem Tode traf am 29. August ein, als meine Frau zum Besuch in Thorn bei Helga war. Mein ritterlicher Sohn war Tot. Ich konnte es garnicht fassen und begreifen. Mein Leid war tränenlos. Kaum zwanzig Jahre geworden, war er für "Führer, Volk und Vaterland" gefallen. Über seinen Tod schreibt ein Kamerad:

In Russland, am 14.12.41.

Lieber Herr Gundalin!

Anlässlich Ihres Briefes vom 19.10 bekam ich heute von meinem Kompanieschef den Auftrag, Ihnen Ihre Wünsche betreffs Ihres Sohnes Ernst zu erfüllen. Mit der Überführung der sterblichen Überreste hat sich die Abt. "Fürsorge" schon befasst und wird Ihnen dementsprechend Mitteilung erteilen.

Ich kann Ihnen nicht als Gruppenführer Ihres Sohnes

schreiben, da Ernst nie in meiner Gruppe war, aber als Kamerad von ihm will ich Ihnen, so gut ich es vermag, von seinen letzten Stunden erzählen. Leider kann sein Gruppenführer dies nicht, da er verwundet wurde.

Soweit ich Ernst kannte, war er immer ein anständiger Junge und stets ein pflichtbewusster SS-Mann. Besonders in der Zeit, da er in Einsatz stand, hat er sich immer tapfer und mutig benommen. Er war in der Gruppe als M.G.-Schütze II tätig und hat sich da als sehr fleissig und ausdauernd gezeigt. Wir bedauern aufs Tiefste seinen Verlust. Aber im Geiste der Kompanie wird er mit all seinen Kameraden, die in Russland für Großdeutschlands Freiheit ihr junges Leben liessen, stets weiterleben.

So erfüllte er auch am 15.8., am Rage seines Todes, bis zum letzten Augenblick seine Pflicht. Gerade als er einem verwundeten Kameraden zu Hilfe eilen wollte, traf ihn die tödliche Kugel. Ich selbst lag nicht weit von ihm entfernt in meinem Deckungsloch und half ihm dann auch mit zurücktragen.

Es war ein heisser Tag gewesen. Unsere Kompanie wurde zur Verstärkung xxx vor Nowo-Danzig eingesetzt, wo der Russe mit aller Macht aus seiner Umklammerung ausbrechen wollte. Mehrere vergebliche Angriffe hatte er schon unternommen, aber immer wurde er wieder zurückgeworfen. Mit einmal kam er mit 2 Panzern, die unsere Stellung dermassen unter Feuer nahmen, dass man kaum den Kopf heben konnte. Plötzlich wurde der linke Nachbar von Ernst verwundet und gab bald darauf keine Antwort mehr. Ernst warnun in Sorge um ihn und rief dreimal seinen Namen. Als immer noch keine Antwort erfolgte, wollte er hinüberspringen, um nachzusehen, was geschehen war. Er hatte kaum den Kopf gehoben, als ihn ein Geschoss genau über dem linken Ohr traf und den Stahlhelm sowie den Schädel durchschlug, was den sofortigen Tod herbeirief.

Sein Grab liegt ungefähr 50-60 Klm. nördlich von Nikolajew in Marianowof. Der Ort, an dem er fiel, Nowo-Danzig, liegt 10 Klm. südlich Marianowo am Bug.

Das, lieber Herr Gundalin, sind die Angaben, die ich Ihnen über die letzten Stunden Ihres Sohnes berichten kann. Wenn Sie weiter noch irgendwelche Fragen und Wünsche haben sollten, so können Sie ungehindert schreiben. Ich werde Ihnen gerne Antwort erteilen, soweitich es vermag.

Es grüsst Sie nun vielmals

Josef Krebs  
SS-Unterechafführer.

und nun das nächste Schreiben.  
Leibstandarte SS Adolf Hitler  
der Kommandeur.

Berlin-Lichterfelde  
den 20. Dez. 1941

Herrn Eberhard Gundalin  
Bromberg  
Thornerstr. 18

Sehr geehrter Herr Gundalin!

Ein Jahr grosser Entscheidungen, das Kriegsjahr 1941, geht zu Ende. Die Leibstandarte des Führers konnte im Rahmen des Heeres nach siegreichem Feldzug in Serbien und Griechenland, auf den Schlachtfeldern Russlands neue grosse Erfolge erringen. Diese Erfolge verdanke ich meinen braven Offizieren, Unteroffizieren und Männern, von denen jeder sein Bestes gab.

An der Schwelle zum neuen Jahr, wo wir die ereignisreichen Wochen noch einmal überschauen, stehen wir ehrfürchtig vor unseren Kameraden, die im Kampf für Deutschlands Freiheit ihr Leben gaben. Unter ihnen war ihr tapferer Sohn, der SS-Sturmann Ernst Gundalin, der auf dem Felde der Ehre blieb. Wenn er auch nicht mehr mit uns marschiert, lebt er doch als ein Vorbild an höchster soldatischer Pflichterfüllung in unseren Reihen weiter und ist uns Garant dafür, dass jeder von uns ihm nacheifert, bis der ehedem gültige Sieg den Einsatz krönt.

Ihnen, als seinem Vater, gelten am Jahresende die Grüsse der gesamten Leibstandarte und mein persönlicher Gruss.

Sieg Heil!

gez. Dietrich  
SS-Obergruppenführer und General  
der Waffen-SS.

Unvergessen von uns allen wirst Du, lieber Erni, in unser aller Herzen weiterleben.

Wir schreiben heute den 4. Okt. 1965 u.s.w. Ich bin noch ein wenig älter und müder geworden. . . .

Und das Leben ging weiter und musste weitergehen. Daran gab es nichts zu rütteln. Unsere geliebte Heimat wurde im August von uns besetzt. Aber Erni war tot. In der Ukraine fiel Kiew, die alte Hauptstadt Kleinrusslands, aber Erni war tot. An diesen historisch denkwürdigen Tage, ich glaube es war der 19 September, wurde Uta in Thorn getauft. Alle unsere Kinder und die grösseren Enkel waren dabei - es gibt von diesem Familienerlebnis ein Lichtbild - aber Erni weilte nicht mehr unter uns. Ich biss die Zähne

23. Um 4.30 halfen uns sehr freundliche Menschen in den Zug, der um 7 Uhr abging. Wir konnten sitzen. Von Ansbach wurde es lichter. In Crailsheim beim Umsteigen halfen mir gute Menschen. Um 13 Uhr waren wir in Aalen. Ich suchte die NSV auf. Wir bekamen dort guten Kaffee, Brots und Kunsthonig hatten wir selbst. Helga und Uta konnten dort zur Nacht bleiben. Ich fuhr um 18.30 nach Herrenheim zu Tante Jenny, wo mir ein sehr hübscher Empfang zuteil wurde. Inge ist sehr stattlich geworden. Nach einem guten Abendbrot schlief ich wie ein Toter. Für mich war die letzte Etappe der Flucht damit erledigt.

Es begann nun unser Leben in Schwabenland.

(2.4.66)

Es folgt nun noch mein letztes Werk:

"DIE SCHWÄBISCHE CHRONIK DER GUNDALINS."

-sein Schwanensang und Verächtnis.